

Hadamarer Anzeiger

(Lokalblatt für den Amtsgerichtsbezirk Hadamar und Umgegend).

Nr. 45.

Samstag den 8. November 1914.

16. Jahrgang.

Der „Hadamarer Anzeiger“ erscheint Sonntags in Verbindung mit einer kleinen Sonntagsbeilage und kostet pro Monat für Stadtabonnenten 30 Pfennige, incl. Beilage. Postabonnenten vierteljährlich 1 Mark, zgl. Postaufschlag. Man abonniert bei der Expedition, auswärts bei den Buchhandlungen oder bei der zunächst gelegenen Postanstalt. Inzerate die 4te Post-Zeile 12 Hg. bei Wiederholung entsprechendem Rabatt.

Redaktion Druck und Verlag von Joh. Wilhelm Hörter, Hadamar.

Bürgermeisteramt.

Bekanntmachung.

Für Wandergewerbetreibende.

Diejenigen hiesigen Personen, welche im Laufe des Kalenderjahres 1915 ein Gewerbe im Umherziehen betreiben wollen, haben sich unverzüglich und zwar spätestens bis zum 15. November ds. J. auf hiesigem Rathhause, wegen Erteilung des erforderlichen Wandergewerbescheines zu melden.

Nur bei Innehaltung dieses Termins können die Hausiergewerbetreibenden mit Sicherheit darauf rechnen, daß die von ihnen beantragten Wandergewerbe- bzw. Gewerbeschein bis spätestens 1. Januar des folgenden Kalenderjahres bei der Sparkasse zur Einlösung bereit liegen, während bei späterer Antragstellung wegen der großen Mengen der auszufertigenden Scheine die Fertigstellung derselben bis zu dem vorgedachten Termine sich erfahrungsgemäß nicht ermöglichen läßt.

Da der Gewerbebetrieb nicht eher begonnen werden darf, als bis der Gewerbetreibende im Besitze des Wandergewerbe- bzw. Gewerbescheines ist, so liegt die Einhaltung des Termins im eigenen Interesse des Gewerbetreibenden.

Hinsichtlich derjenigen Hausierer, welche erst am Schlusse des Jahres in ihrem Wohnort eintreffen, aber das Hausiergewerbe voraussichtlich im folgenden Jahre wieder betreiben werden, ist Fürsorge zu treffen, daß die fraglichen Anträgen von den Angehörigen am Wohnort gestellt werden.

Zugleich wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Wandergewerbescheine mit der Photographie des Inhabers versehen sein müssen. Die erforderlichen unaufgezogenen Photographien sind bei Stellung der Anträge auf Wandergewerbescheine vorzulegen. Die Photographie muß Visitenkartenformat haben, sie muß ähnlich und gut erkennbar sein, die Kopfgröße des Bildes muß mindestens 1,5 Zentimeter betragen und das Bild darf nicht älter als 5 Jahre sein.

Hadamar, den 31. Oktober 1914.

Die Polizeiverwaltung.

Bekanntmachung.

Betrifft: Die Bekämpfung schädlicher Insekten an den Obstbäumen mittels Klebringe. Gemäß Verfügung des königlichen Landratsamtes zu Limburg ist angeordnet worden, daß in diesem Jahre zur Bekämpfung der schädlichen Insekten an den Obstbäumen Klebgürtel angelegt werden sollen.

Am empfehlenswertesten zur Anlegung von Klebgürtel ist der Lauril'sche Raupenleim.

Zur Anlage von Kleberingen wird nachstehendes Verfahren empfohlen.

Etwa in Brusthöhe legt man um den Stamm einen 15 cm. breiten Streifen von geleimtem Packpapier hergestalt an, daß er am oberen und unteren Rande mit Bindfaden festgebunden wird. Diese Streifen bestreicht man reichlich genug in seiner ganzen Breite mit Raupenleim. Um das etwaige Abfließen des Leimes zu verhüten, biegt man den unteren Rand des Papierstreifens in die Höhe. Den Leim unmittelbar ohne Papierunterlage an den Stamm zu streichen kann nur bei alten Bäumen ohne Schaden geschehen, bei jüngeren muß es unterbleiben, weil durch den Leim die junge Rinde erstickt und dadurch der Baum in große Gefahr gebracht wird.

Bis Anfang Februar müssen die Papierstreifen, welche noch nebenbei insofern als Ungezie-

ferfalle angesehen werden können, als sich eine Menge schädlicher Insekten hinter denselben ansammelt und verbrannt werden.

Die Obstbaumbesitzer der hiesigen Gemeinde, werden hierdurch aufgefordert ihre Obstbäume, insbesondere diejenigen, an welchen im vergangenen Frühjahr das Auftreten der Raupen des kleinen Frostnachtmetterling festgestellt worden ist, **alsbald möglichst noch vor den 10. dieses Monats mit Klebgürtel zu versehen.**

Bis zum 15. 1. Wits. wird festgestellt werden ob sämtliche Obstbaumbesitzer dieser Anordnung pflichtmäßig nachgekommen sind.

Hadamar, 30. Oktober 1914.

Die Polizeiverwaltung.

Deutsches Reich.

Bekanntmachung über Höchstpreise.

Vom 28. Oktober 1914.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 (Reichsgesetzbl. S. 327) folgende Verordnung erlassen:

Artikel 1.

An die Stelle der §§ 2 und 3 des Gesetzes betreffend Höchstpreise, vom 4. August 1914 (Reichsgesetzbl. S. 339) treten folgende Vorschriften:

§ 2.

Soweit für den Großhandel Höchstpreise festgesetzt sind, ist der Besitzer solcher Gegenstände verpflichtet, sie der zuständigen Behörde auf ihre Aufforderung zu überlassen; Landwirten sind die zur Fortführung ihrer Wirtschaft erforderlichen Mengen an Getreiden und Futtermitteln zu belassen. Der Uebnahmepreis wird unter Berücksichtigung des Höchstpreises sowie der Güte und Verwertbarkeit der Gegenstände von der höheren Verwaltungsbehörde nach Anhörung von Sachverständigen endgültig festgesetzt.

Soweit für den Kleinhandel Höchstpreise festgesetzt sind, und ein Besitzer sich weigert, trotz Aufforderung der zuständigen Behörde, solche Gegenstände zu den festgesetzten Höchstpreisen zu verkaufen, kann die zuständige Behörde die Gegenstände, die für den eigenen Bedarf des Besitzers nicht nötig sind, übernehmen und auf seine Rechnung und Kosten zu den festgesetzten Höchstpreisen verkaufen.

§ 3.

Der Bundesrat setzt die Höchstpreise fest. Soweit er sie nicht festgesetzt hat, können die Landeszentralbehörden oder die von ihnen bestimmten Behörden Höchstpreise festsetzen.

Die Landeszentralbehörden oder die von ihnen bestimmten Behörden erlassen die erforderlichen Anordnungen und Ausführungsbestimmungen.

Artikel 2.

Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Berlin, den 28. Oktober 1914.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers.

Delbrück.

Bekanntmachung über den Verkehr mit Brot.

Vom 28. Oktober 1914.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 (Reichsgesetzbl. S. 327) folgende Verordnung erlassen:

§ 1.

Weizenbrot darf nur in den Verkehr gebracht werden, wenn zur Bereitung auch Roggenmehl verwendet ist. Der Gehalt an Roggenmehl muß

mindestens zehn Gewichtsteile auf neunzig Gewichtsteile Weizenmehl betragen.

§ 2.

Roggenbrot darf nur in den Verkehr gebracht werden, wenn zur Bereitung auch Kartoffel verwendet ist. Der Kartoffelgehalt muß bei Verwendung von Kartoffelflocken, Kartoffelwalzmehl oder Kartoffelstärkemehl mindestens fünf Gewichtsteile auf fünfundneunzig Gewichtsteile Roggenmehl betragen.

Roggenbrot, zu dessen Bereitung mehr Gewichtsteile Kartoffel verwendet sind, muß mit dem Buchstaben K bezeichnet werden. Beträgt der Kartoffelgehalt mehr als zwanzig Gewichtsteile, so muß dem Buchstaben K die Zahl der Gewichtsteile in arabischen Ziffern hinzugefügt werden.

Werden gequetschte oder geriebene Kartoffel verwendet, so entsprechen vier Gewichtsteile einem Gewichtsteil Kartoffelflocken, Kartoffelwalzmehl oder Kartoffelstärkemehl.

§ 3.

Diese Vorschriften gelten für Konsumentenvereinigungen auch bei Abgabe an ihre Mitglieder.

§ 4.

Bäcker und Brotverkäufer haben einen Abdruck dieser Verordnung in ihren Verkaufsräumen auszuhängen.

§ 5.

Wer den Vorschriften dieser Verordnung zuwiderhandelt, wird, sofern nicht andere Vorschriften schwerere Strafen androhen mit Geldstrafe bis zu eintausendfünfhundert Mark bestraft.

§ 6.

Diese Verordnung gilt nicht für Brot, das aus dem Ausland eingeführt wird.

§ 7.

Diese Verordnung tritt mit dem 4. November 1914, die Vorschrift des § 2 Abs. 1 mit dem 1. Dezember 1914 in Kraft.

Der Reichskanzler bestimmt den Zeitpunkt des Außerkrafttretens.

Berlin, den 28. Oktober 1914.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers.

Delbrück.

Bekanntmachung

über das Verfüttern von Brotgetreide und Mehl.

Vom 28. Oktober 1914.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 (Reichsgesetzbl. S. 327) folgende Verordnung erlassen:

§ 1.

Das Verfüttern von mahlfähigem Roggen und Weizen, auch geschrotet, sowie von Roggen- und Weizenmehl, das zur Brotbereitung geeignet ist, ist verboten.

§ 2.

Die Landeszentralbehörden können das Schroten von Roggen und Weizen beschränken oder verbieten.

§ 3.

Soweit bringende wirtschaftliche Bedürfnisse vorliegen, können die Landeszentralbehörden oder die von ihnen bestimmten Behörden das Verfüttern von Roggen, der im landwirtschaftlichen Betriebe des Viehhalters erzeugt ist, für das in diesem Betriebe gehaltene Vieh allgemein für bestimmte Gegenden und bestimmte Arten von Wirtschaften oder im Einzelfalle zulassen.

§ 4.

Die Landeszentralbehörden erlassen die Bestimmung zur Ausführung dieser Verordnung.

§ 5.

Zuwiderhandlungen gegen diese Verordnung

oder gegen die gemäß §§ 2, 3 und 4 erlassenen Vorschriften werden mit Geldstrafe bis zu ein- tausendfünfhundert Mark bestraft.

§ 6.

Diese Verordnung tritt mit dem 4. November 1914 in Kraft.

Der Reichskanzler bestimmt den Zeitpunkt des Außerkrafttretens.

Berlin, den 28. Oktober 1914.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers.
Delbrück.

Bekanntmachung über das Ausmahlen von Brotgetreide.

Vom 28. Oktober 1914.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 (Reichsgesetzbl. S. 327) folgende Ver- ordnung erlassen:

§ 1.

Zur Herstellung von Roggenmehl ist der Rog- gen mindestens bis zu zweiundsiebzig vom Hun- dert durchzumahlen.

§ 2.

Zur Herstellung von Weizenmehl ist der Wei- zen mindestens bis zu fünfundsiebzig vom Hun- dert durchzumahlen.

Die Landeszentralbehörden oder die von ih- nen bestimmten Behörden können diese Ausmah- lung in der Weise zulassen, daß hierbei ein Aus- zugsmehl von bestimmter Höhe hergestellt wird.

§ 3.

Soweit ein Verkäufer von Roggenmehl infol- ge dieser Verordnung nicht vertragsmäßig liefern kann, ist er verpflichtet, Mehl, das im Verhält- nis von zweiundsiebzig vom Hundert ausgemah- len ist, zu liefern.

Soweit ein Verkäufer von Weizenmehl infol- ge dieser Verordnung nicht vertragsmäßig liefern kann, ist er verpflichtet, ein nach § 2 zugelasse- nes Mehlsorte zu liefern, die der verkauften im Auswahlverhältnis am nächsten steht.

Der Kaufpreis ist bei Lieferung eines gerin- gerwertigen Mehls nach den §§ 472, 473 des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu mindern, bei Liefe- rung eines höherwertigen entsprechend zu erhö- hen.

Der Käufer ist berechtigt, von dem Verträge zurückzutreten, soweit der Verkäufer infolge die- ser Verordnung nicht vertragsmäßig liefern kann. Das Rücktrittsrecht erlischt, wenn der Käufer nicht vorzüglich von Gebrauch macht, nach dem der Verkäufer ihn angekauft hat, daß er un- genutzbar oder teilweise ungenutzbar ist.

§ 4.

Wer den Vorschriften dieser Verordnung zu- widerhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu ein- tausendfünfhundert Mark bestraft.

§ 5.

Diese Verordnung tritt mit dem 4. Novem- ber 1914 in Kraft.

Der Reichskanzler bestimmt den Zeitpunkt des Außerkrafttretens.

Berlin, den 28. Oktober 1914.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers.

Delbrück

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer)

Bei der hiesigen Stadtkasse gingen als Spende für Ostpreußen weiter ein:

Von Ungenannt aus dem Quatiergeld für Met- zer Abwanderer 15 Mark.

Dem gütigen Geber herzlichen Dank. Wei- tere Gaben werden jederzeit gerne entgegengenom- men.

Reichwein, Stadtrechner.

Der Weltkrieg.

Die Beduinen.

WTB. Berlin. 5. November. (Amtlich.)

In auswärtigen Blättern findet sich die Meldung, daß die Beduinen bei ihrem Vorge- hen gegen Ägypten von deutschen Offizieren geführt worden seien. Wir können feststellen, daß diese Meldung erfunden worden ist.

Fast 300 000 Kriegsgefangene in Deutschland.

Bis zum 21. Oktober ds. Js. sind in den deutschen Kriegsgefangenenlagern untergebracht: Franzosen: 2472 Offiziere, 146 897 Mann, Russen: 5164 Offiziere, 104524 Mann, Belgier: 547 Offiziere, 31 378 Mann, Engländer: 218 Offiziere, 8669 Mann, darunter 6 französische, 3 belische und 18 russische Generale (einschließ- lich 2 kommandierende Generale), also im gan- zen 296 869 Gefangene.

Der Wüstenfeldzug.

Zürich, 5. Nov. (Ctr. Bln.)

Ein Schweizer, der dieser Tage aus der Türkei zurückgekehrt ist, schreibt der „Neuen Zürcher Zeitung“ über die türkischen Rüstung; en, daß die Eisenbahnen in Asien in den letz- ten Monaten ununterbrochen in Ansp.uch ge- nommen waren, Truppen nach Syrien zu führ- en. Die im östlichen Syrien an der Bahnlinie südlich von Damaskus zusammengezogenen Trup- pen seien vollständig für einen Wüstenfeldzug ausgerüstet gewesen. Neuartig erschienen die Einrichtungen zum Transport von Trinkwasser und zur Beförderung schwerer Geschütze in sandigem Gelände. Zahlreiche Truppen seien weiter als bis Mann geführt worden, so daß auch eine Uebersiedlung der Truppen über das Rote Meer zum Einmarsch in Oberägypten ge- plant sei. Nach der Zahl des sechs Wo- chen lang von Damaskus nach Süden abgefer- tierten Eisenbahnzuges schätzt man die gegen Ägypten operierenden türkischen Truppen auf 250 000 Mann. Dazu sollen noch die regulär- en Beduinen treten.

Die Vergeltung gegen England.

Alle wehrfähigen Engländer in Deutschland wer- den verhaftet.

WTB. Berlin, 6. Okt. Amtlich.

Die in England zurückgehaltenen Deutschen wur- den in nicht unerheblicher Anzahl festgenommen und als Kriegsgefangene behandelt. Die seit langer Zeit zwischen Deutschland und England schwebenden Verhandlungen betr. Freilassung der deutschen Staatsangehörigen blieb erfolglos. Militärische Maßnahmen sind unter dem 6. Nov. ergriffen worden: Alle männlichen Engländer zwischen dem vollendeten 17. und 55. Lebensjahre, die sich innerhalb des Deutschen Reiches befinden, und denen als Aertzliche oder Geistliche nicht das Ausreiserecht zusteht, sind in Sicherheitshaft zu nehmen und nach der Anordnung des stellvert. Generalkommandos nach dem Lager Ruhleben bei Berlin zu überführen. Dasgleiche gilt für die aktiven Offiziere auch über 55 Jahre hinaus. Alle sonstigen erwachsenen Personen englischer Nationalität sind zu täglich zweimaliger Anmel- dung bei der Polizei verpflichtet.

Zur Verteidigung von Paris.

WTB. Basel, 4. Nov. (Nichtamtlich)

Nach einer Meldung der Baseler Nachrichten aus Rom sind 38,1 Zentimeter-Geschütze, wie sie für die italienischen Ueberdreadnoughts bestimmt sind auch zur Verteidigung von Paris angestellt worden.

Die Heimkehrenden aus Frankreich.

WTB. Berlin, 5. Nov. Amtlich.

Die Heimreise der seit Beginn des Krieges in Frankreich festgehaltenen Frauen, Kinder und älteren Männer hat begonnen. Der erste Trans- port ist bereits auf deutschem Gebiet in Singen eingetroffen.

Kolares und provinzielles.

* **Sadamar**, 31. Okt. (Schöffengerichts- füng vom 4. November 1914.) 1. Dre Beh- rer Jakob J. in D. war durch polizeiliche Straf- verfügung mit je 1 Mark bestraft, weil er am 3., 4. und 5. August er, seine Führer auf frem- den Grundstücke hatte weiden lassen, wogegen er Einspruch erhoben hatte. Es erfolgte seine Frei- sprechung.

2) Der Kolonialwarenhändler August M. in G. war wegen Beamteneleidigung angeklagt. Da nur ein Teil der ihm zur Last gelegten belei- digenden Äußerungen zweifellos erwiesen war, wurde er zu einer Geldstrafe von 5 Mark oder ein Tag Gefängnis und zur Tragung der Kosten verurteilt. — Den 11. und 18. Okt. fielen die Schöffengerichtssitzungen aus.

* **Sadamar**, 6. Okt. Ein Einbrecher stat- tete achtilcherweise einigen Gastwirtschaften ei- nen Besuch ab. Das vorhandene Kleingeld, ei- nige Cigarretten und eine Flasche Cognac hieb er mitgehen.

* **Sadamar**, 7. Nov. Der gewerbliche Zeichenunterricht wird bis auf weiteres an Son- tag Morgen von 8 bis 10 Uhr abgehalten.

Die schöne Aruscha.

Roman von D. Elster.

31

Mein Vater empfand die Veränderung meines Wesens ebenfalls; er ward rau und hart ge- gen mich und schalt mich, als ich mit dem fremd- lichen Missionar, noch fernerhinverkehrte, da Mr. Langbell, so heißt der Missionar, seinen Wohn- sitz hierher nach Sanibar verlegte. Durch Mr. Langbell erhielt ich auch Nachricht von Dir. Abdullah erzählte mir, daß Du vergeblich ver- sucht hättest, meinen Vater zu sprechen und mein Entschluß war gefaßt. Noch einmal wol- ste ich mit meinem Vater sprechen und ihn bit- ten, mich Christin werden zu lassen und mich mit Dir zu vereinigen. Gewährte er mir die Bitte nicht, dann wollte ich sein Haus verlassen und mich einer befreundeten Familie Mr. Lang- bells anschließen, die mit dem in acht Tagen abfahrenden Dampfer der deutschen Postlinie nach England zurückkehrt.

„Mit demselben Dampfer fahre ich!“, rief freudig Bernhard.

„So können wir die Reise gemeinsam machen“, entgegnete Aruscha lächelnd.

„So bist Du entschlossen?“

„Ja, mein Freund, ich bin aest entschlos- sen!“, erwiderte Aruscha ernst werdend. „Heute ich mit meinem Vater gesprochen, ich habe ihm seinen Willen gesagt und mit erhobenen Ar-

men zu ihm gesteht, er hat mich von sich ge- stoßen, er will mir meine Bitte nicht gewähren. In den nächsten Tagen will er mit mir abreisen wohin, ich weiß es nicht; aber er wird mich an einen Ort bringen, wo ich von der Welt abge- schlossen bin. Ich ertrage es nicht — mein Geist, meine Seele, mein ganzes Empfinden sträubt sich gegen ein Leben, wie ich es bislang geführt habe und wie ich es noch strenger und abgeschlossener fortan führen soll. Ich dürste nach Licht, nach Freiheit, nach größerer Erkennt- nis — nach wahrhaftem Leben! Und Dein will ich sein, mein treuer Freund, Dein für's ganze Leben, wenn Du mich aufnehmen willst!“

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und preßte sich fest an sein Herz.

„Mein treues, geliebtes Mädchen“, flüst- erte er tief bewegt, „wie liebe ich Dich! Wie danke ich Dir für Deine Liebe, Dein Vertrauen! Niemals werde ich Dir vergessen, was Du für mich getan. Mein ganzes Leben soll Dir ge- weiht sein.“

In inniger Umarmung standen sie eine Weile da.

Plötzlich schrak Aruscha leicht zusammen; der Schlag eines Ruders drang durch eine nächtli- che Stille.

„Das ist Abdullah mit seinem Boot!“, flüsterte sie.

„Abdullah?“

„Ja, ich habe ihn hierher bestellt. Falls Du meinen Plan billigst, wollte ich keine Stunde mir verlieren, noch heute Abend fliehe ich zu Mister Langbell, der mich begleiten. Ich

werde Dich mit der Familie, von der ich vor- hin sprach, bekannt machen. Du wirst liebens- würdige Leute kennen lernen.“

Noch einmal warf sie sich in seine Arme und küßte ihn zärtlich — dann zog sie ihn rasch zum Strande hinab, wo in dem Schatten eines Feigenbaumes ein kleines Boot lag.

„Bist Du es, Abdullah?“ fragte Aruscha leise.

„Ja, mein“ entgegnete die tiefe Stim- me des Negers. „Alles ist gut — der Bana ist heute Nachmittag nach Bagawyo gefahren, um ein Geschäft abzuschließen. Er kehrt erst in einigen Tagen zurück.“

„Mein armer Vater — er wird sein Haus leer finden — er wird mich verurteilen — ver- fluchen . . .“

„Nein, Aruscha“, nahm Bernhard rasch das Wort, „er wird Dir und mir verzeihen, denn er liebt Dich und ein edles Herz ruht in seiner Brust. Wir werden vereint vor ihn hin- treten und seine Verzeihung, seine Verzeihung erbitten, die er uns gewährt wird, wenn er unsere Liebe unser Glück sieht.“

„Du hast recht, treuer Freund! Vorwärts denn, Abdullah, nach dem Hafen!“

Silbig bestieg die kleine Gesellschaft den Kahn, wirt fast lautlosen Schlag senkte sich das Ruder in das Wasser und rasch glitt das Boot aus dem Schatten des Ufers auf das still ba- liegende, vom Mondlicht übergoßene Meer hin- aus.

* **Hadamar**, 6. Nov. Gestern Nachmittag 5 Uhr fand eine Sitzung der Herren des Magistrats und der Stadtverordneten unter dem Vorsitz des Herrn Stadtverordnetenvorsitzers Preußner im Sitzungssaale des Rathhauses mit folgender Tagesordnung statt: Anwesend waren die Herren Fohr, Förge, Hesse, Klein, Maier, Neg, Müller, Reinhardt, Stahl, Schollenberger. Am Magistratsische saßen die Herren Bürgermeister Dr. Decher, Beigeordneter Gotthardt, Siebert, Wenher.

Tagesordnung:

1. Wahl eines Revisors der 1913 Rechnung.
2. Beleuchtung der Faulbacherstraße bezw. Klage gegen das Gaswerk.

Zu 1. Mit der Revision der 1913er Rechnung wurde der frühere Stadtsekretär Herr Amtsanwalt Reichwein betraut.

Zu 2. Auf die unterm 23. Okt. beschlossene Aufforderung an Herrn Gaswerksbesitzer Ferd. Siebert, die Faulbacherstraße mit der Gasanlage zu versehen, war ein Schreiben des Herrn Justizrat Rath-Limbürg als Vertreter des Herrn Siebert eingelaufen worin die Begung des Rohrnetzes abgelehnt wurde. Die Versammlung war auf Grund des Vertrages der Ansicht, daß Herr Siebert hierzu verpflichtet sei. § 1 Abs. 5 des Vertrages. „Die Anlage des Werkes und des Rohrnetzes muß so ausreichend vorgeesehen sein resp. derart vergrößert werden, daß für Dauer der Concession alle Anträge auf Anschlüsse erfüllt werden können.“ (Die Dauer der Concession reicht bis zum 1. Jan. 1935. Mit diesem Tage kann die Stadt das Werk käuflich erwerben, der Kaufpreis wird durch eine Commission festgelegt, wozu jede Partei einen sachkundigen Vertrauensmann ernannt. Im Fall zwischen den Parteien keine Einigung zustande kommt, soll die Rgl. Regierung in Wiesbaden um Stellung eines Sachverständigen als Obmann gebeten werden dessen Urteil endgültig entscheiden soll. Von der beabsichtigten Uebernahme muß der jeweilige Besitzer drei Monate vorher in Kenntniß gesetzt werden, erfolgt eine Benachrichtigung nicht oder nicht rechtzeitig, so gilt der Vertrag stillschweigend um 15 Jahre verlängert. Von da an wird von dem aus der Stadt Hadamar gezogenen Nettoreingewinn 10 Prozent an die Gemeindefasse alljährlich abgeführt werden. Eine weitere Uebernahme auf 15 Jahre bis zum 1. Januar 1950 ist der Gaswerksbesitzer verpflichtet. Am 1. Jan. 1950 geht das Gaswerk und das Rohrnetz in Besitz und Verwaltung der Stadt kostenlos über.) Die Versammlung wählte ein Commission bestehend aus den Herren Bürgermeister Dr. Decher, Preußner, Fohr, Gotthardt, Bertram. Die Commission wird ermächtigt nach noch 2maliger Aufforderung das Schiedsgericht anzurufen, auch evtl. in die seitens des Herrn Siebert angebotenen Verkaufsverhandlungen einzutreten.

* **Langendernbach**, 5. Nov. Die Wahl des Herrn Josef Bertram zum Bürgermeister hie-

acht Tage sind verfloßen. Auf der Rehdampfer liegt zur Abfahrt fertig, der deutsche Postdampfer „Kaiser Wilhelm“. Reges Leben herrscht an Bord. Große Ballen werden verladen. Die Matrosen, die Lastträger, die Angestellten der Handelshäuser eilen hierhin und dorthin, um die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt zu treffen, um die Fakturen dem Kapitän zu übergeben, um nachzusehen, ob die Waren ordentlich verpackt sind und ob nichts von der Ladung fehlt. Die Maschine stampft und schnaubt, daß das große Schiff unter dem Druck des Dampfes zittert, wie ein edler Renner, der, begierig davonzustürmen, von der Hand des Reiters zurückgehalten wird. Am Mast flattert die Flagge des deutschen Reichs und auf dem Vorderdeck drängen sich die Passagiere an das Rehlings, um noch einen letzten Blick auf die schöne Stadt und die grüne Insel, die Perle des indischen Ozeans, zu werfen. Am Quai harret die Menge der Abfahrt des Dampfers. Tücher wehen hüben und trüben, Hände winken und die Lippen rufen den letzten Abschiedsgruß.

An der Quaitreppe liegt ein Boot des Dampfers und ungeduldig schauen die Matrosen zum Quai hinauf.

„Kommt denn die Gesellschaft noch nicht?“ fragt der Bootsmann. „Es ist die höchste Zeit, daß wir an Bord kommen.“

„Dort kommen sie!“ ruft ein Matrose und zeigt auf eine kleine Gruppe von Damen und Herrn, welche sich durch die Menge drängt, Neben dem würdigen Missionar Reverend Ed-

figer Gemeinde hat unterm 27. Oktober die landrätliche Genehmigung erhalten.

Vermischtes.

Die tapfere Quartiermutter.

Im babischen „Staufener Wochenblatt“ schildert ein junger Kriegsteilnehmer aus Staufeu, mit welcher aufopfernder Fürsorglichkeit er und seine Kameraden von ihren Quartiergebern in dem oberelbässischen Orte W. versorgt wurden. Er schreibt:

„Ich und mein Kamerad waren in W. bei einem Sattlermeister in Quartier. Fröh 2 Uhr mußten wir unsere Schützengraben, welche etwa 200 Meter von dem Orte entfernt lagen besetzen. Um 7 Uhr brachte uns unser Quartiervater den Kasse in den Schützengraben. Als wir gemütlich plaudernd, den Kasse tranken, fielen plötzlich sechs Schrapnellschüsse in das Dorf, gerade in das Haus in welchem wir nachts die Maschinengewehre untergebracht hatten. Im schnellsten Tempo eilte nun unser Kasseeträger wieder seiner Behausung zu. Das feindliche Feuer nahm den ganzen Vormittag zu, und unter immerwährendem Feuer wurde es Mittag. Das feindliche Feuer war wirkungslos, denn die Schrapnells schlugen immer 50 bis 100 Meter hinter uns ein. Jetzt sagte ich zu meinem Kameraden: „Heute bringt uns unser Quartiermeister kein Mittagessen, denn jetzt kracht es ihm zu sehr.“ Wir lagen ganz ruhig im Schützengraben; da auf einmal hörten wir eine Stimme rufen: „Wo sind denn meine zwei Soldaten?“ Als wir aufschauten, sahen wir zu unserm größten Erschrecken unsere Quartiermutter mit dem Mittagessen, welches wir ihr mit dem besten Dank abnahmen. Gewiß eine tapfere Heldin und ehrenwerte Quartiermutter.“

* Ein schwäbischer Soldat führte zwei vom Feinde erbeutete Pferde durch Straßburg. Auf die Frage: „Woher des Weges?“ erwiderte er: „Ja, von Mühlhausen. Ich hab' ehbes ausgestanda mit dene zwa Hergottessakrament; aber jetzt verstandes se so nach ond nach a bißle Deitsch.“

Eingefandt.

Unter „Eingefandt“ finden Artikel Aufnahme die sachlich gehalten und von allgemeinem Interesse sind.

Die letzte Nummer des „Hadamarer Anzeigers“ brachte eine Kritik über den „Patriotischen Vortrag“ vom Sonntagnachmittag vorher, deren Spitze sich mit unverkennbar persönlichen Uebelwollen gegen unsere allbekannte und allbeliebte Vortragskünstlerin Fräulein Braubach richtete. Diese Kritik bestreute uns sehr. Der Herr Verfasser (ein „Mitbürger“ hatte er sich unterzeichnet) scheint ein Neuling im Weichbilde Hadamars zu sein; sonst hätte er wissen müssen, daß unsere Kritik über Fräulein Braubachs künstlerischen Leistungen seit einer Reihe von Jahren feststeht und sich höchstens — wie unsere Heere

von heute — in vorrückender Linie bewegen kann. Der Herr Kritiker scheint aber auch ein Neuling in der Kritik selbst zu sein; sonst hätte er wohl empfunden, daß Fräulein Braubachs Wieder-gabe schon des ersten Gedichts „Das Glücklein des Glücks“ nie so meisterhaft war, so fein aufgefacht und durchdacht, so zart getönt in der Klangfarbe, daß das Zuhören für die Zuhörenden fast zu einem dramatischen Erlebnis wurde und nur das eine Bedauern blieb, daß nicht das große Publikum einer großen, kunstfreundigen Stadt an dem seltenen Genuß teilnehmen durfte.

Der Herr „Mitbürger“ spricht ein wenig geringschätzig von den „etwa drei Duzend Besuchern, welche der Veranstaltung beigewohnt hätten (nach seiner Ansicht). Nach Adam Riese ist nun 3×12 immer 36 gewesen. Wir haben die Anwesenden leider nicht gezählt; das finanzielle Ergebnis der Darbietung beweist aber auf's deutlichste, daß einige 80 Personen im Saale gewesen sein müssen. Im Interesse der guten Sache bleibt es ja sehr zu bedauern, daß die Zuhörerschaft nicht zahlreicher war; aber wir haben nachher von Manchem und mancher gehört, daß sie von der Veranstaltung einfach nichts gewußt, sonst wären sie „gerne gekommen.“

Wie der Herr Kritiker über den öffentlichen Ausdruck patriotischer Gedanken und Empfindungen an sich denkt, ist uns aus seiner Mitteilung nicht ganz klar geworden. Uns scheint es, wie das ja das geistige Leben aller größeren geistigen Centren bestätigt, eine Aufgabe der Zeit, den Gedanken und Gefühlen, welche uns alle beherrschen, einen angemessenen öffentlichen Ausdruck zu geben und denen, welche heute im Drange verdoppelter oder verdreifachter Pflichten leben, auch einmal eine patriotistische Feierstunde zu schenken. Der Herr Mitbürger scheint zwei Stimmen in seiner Brust zu haben: die eine hält es für einen „Mißgriff“ vaterländischen Empfindungen öffentlich Ausdruck zu geben; die andere spielt (noch etwas schüchtern) mit der Möglichkeit, bei einer demnächstigen Veranstaltung seine eigenen Talente zur Verfügung zu stellen. Welche Stimme wird die stärkere sein?

In einem Punkte dürfte der Herr Verfasser des „Eingefandt“ recht haben, in dem, der die Temperatur des Saales anbelangt; obgleich uns — vor innerer Wärme — dieser Mangel nicht zum Bewußtsein gekommen ist.

Da möchten wir uns nun einen kleinen Vorschlag erlauben: wie wäre es, wenn der Herr „Mitbürger“ für den guten Zweck bei der nächsten patriotischen Veranstaltung einen wohlgewärmten Saal zur Verfügung stellen würde? Vielleicht oh vielleicht würde dann auch seine Kritik, wie ein wohlgeratener Kuchen, wenn er nur die richtige Ober- und Unterhülle bekommt, sich zu einer solchen, welche der Würde unserer heutigen Zeit und dem hohen Zweck der gewiß dankenswerten Bemühungen unseres vaterländischen Frauenvereins durchaus widersprechen.

Mehrere Mitbürger!

des Vaters. Dann schüttelte Bernhard Bana Said die Hände.

„Ueber ein Jahr kommen wir wieder, mein Vater“, sagte er mit bewegter Stimme.

„Gott schütze Dich, mein Sohn“, entgegnete Bana Said. hüllte sich in seinen Burnus und schritt ernst und würdevoll durch die Menge, die ihm ehrerbietig Platz machte.

Bernhard und Hauptmann von Wasmuth sprangen in das Boot. Die Riemen tauchten in das Saffer und die in das Boot, dem schnaubenden, stampfenden, zitternden Dampf entgegen.

Raum war die kleine Gesellschaft an Bord als die Befehle des Kapitäns auf der Kommandobrücke ertönten. Klingelzeichen schrillten, Pfeifen pekten, eine dicke Dampf Wolke stieg mit mächtigen Puffen aus den Schornsteinen, ein Brausen und Säusen, ein Erzittern und Erbeben ging durch den ganzen Schiffskörper, dann schlugen die Schrauben rauschend und plätschernd in das Wasser und langsam drehte sich das Schiff, hinaussteuernd in die offene See.

Rascher und rascher griffen die Schrauben in die plätschernden Wellen; rascher und rascher rauschte das Schiff durch die grünblauen Fluten, die sich schäumend am Bugspriet emportürmten, um rauschend an den Längsseiten des Schiffes entlang zu gleiten und sich plätschernd und murmelnd hinter der Schraube wieder zu vereinigen.

An der Rehlings des des Vorderdeckes

ward Vangell schreitet die zierliche Gestalt einer jungen Dame, deren eigenartige Schönheit Jedermann entzückt.

„Das ist die Tochter Bana Said's“, geht es flüsternd durch die Menge, „die den jungen deutschen Reisenden geheiratet hat! Wie schön sie in der europäischen Tracht aussieht! Seht nur das ebenholzschwarze Haar die herrlichen Augen, seine schlanke Gestalt —“

Man drängt sich um die Treppe, an der das Boot liegt. Mit Mühe macht Hauptmann von Wasmuths der jungen Gattin und deren Begleiter Platz. Inmitten der kleinen Gesellschaft geht Bana Said. Sein Antlitz zeigt einen tiefen Ernst, doch sein Auge ruht mit freundlicher Milde auf seiner Tochter und deren Gatten, dessen Gesicht das innige Glück wiederstrahlt, das sein Herz durchflutet. Da ertönt ein Glockensignal vom Dampfer her.

„Einstiegen, bitte, meine Herrschaften!“ ruft der Bootsmann der Gesellschaft zu. Noch einmal wirft Aruscha in die Arme ihres Vaters und weint an seinem Herzen. Segnend legt Bana Said die Hand auf das Haupt seiner Tochter. „Allah schütze und segne Dich, mein Kind, auf allen Deinen Wegen, in dem neuen Leben das Du jetzt beginnst. Unser all-Gott zu dem wir gemeinsam beten, er möge Dir Glück verleihen und möge mir gnädigst gestatten, daß mein Augen Dich noch einmal sehen. Lebwohl mein Kind — des Vaters Segen begleitet Dich!“

Wieder schrillte die Glocke. Sanft löste Bernhard die Geliebte aus den Armen des

An die Mitglieder des Vaterländischen Frauen Vereins.

Schafft Weihnachtsgaben für unsere Truppen!

Wenige Wochen nur trennen uns noch von dem Weihnachtsfeste, und wir müssen damit rechnen, daß unsere tapferen Kämpfer zu Wasser und zu Lande an diesem hehren Feste des Friedens noch nicht heimgekehrt sind.

Weilen unsere Krieger aber auch fern von der Heimat und ihrer häuslichen Herde, so soll doch keiner von ihnen ein Zeichen der Liebe entbehren.

700 000 Mitglieder zählt der Vaterländische Frauen-Verein. Jedes von ihnen möge in den nächsten fünf Wochen eine Gabe für einen der Streiter fertigstellen, dann haben wir im Anfang des Weihnachtsmonats rund 3½ Millionen Gaben der Liebe bereit.

Bescheiden nur brauch jede Gabe zu sein, wenn sie nur nützlich für unsere Helden ist. Mit fleißiger Hand möge jedes Mitglied von jetzt ab allwöchentlich ein Stück fertigstellen oder ein Stück aus seinem Besitz erheben.

Jede Weihnachtsgabe unserer Mitglieder soll mit dem Zeichen des Vereins und dem Namen der Spenderin bezeichnet werden.

So wird jede Gabe des Vaterländischen Frauen Vereins gleichzeitig ein Band zwischen dem Empfänger und der Spenderin knüpfen, und die Gedanken unserer Streiter im Kampf und Not noch enger mit den Frauen des Vaterlandes verbinden, für die sie wahrlich nicht in letzter Reihe ihr Leben einsetzen!

Jedes Vereinsmitglied wird Mittel und Wege finden, sein Scherflein für unsere Weihnachtsgaben beizusteuern, an alle ergeht darum unser Ruf:

Schafft Weihnachtsgaben für unsere Truppen!

Der Hauptvorstand des Vaterländischen Frauen-Vereins.

Charlotte Gräfin von Ikenpflug,

Vorsitzende.

Dr. Kühne,

Vorsitzender des Kriegsausschusses.

Auch nicht Mitgl. eder werden gebeten Ihr Scherflein für die Weihnachtsgaben beizusteuern, an alle ergeht darum unser Ruf: Schafft Weihnachtsgaben für unsere Truppen!

Der Vorstand des Vaterländischen Frauen-Vereins
Zweigverein Hadamar.

Frau Bürgermeister Hartmann, Vorsitzende.



stand Bernhard, den Arm um die schlanke Gestalt seines Weibes gelegt. Schweigend, mit ernsthaftem Aug' sahen sie zu der schönen, grünen Insel hinüber, die mehr und mehr in den Wellen untertauchte, bis nur noch die Spitze des Leuchturmes aus dem Dunst des Horizontes emporragte.

Leicht aufsteigend wandte sich Anuscha ab. Da begegnete ihr Auge dem liebevollen, zärtlichen Blick des Gatten und ein Strahl der Freude erhellte ihr ernstes Gesicht. Sie lehnte das Haupt an seine Schulter flüsterte mit begehrenden Lippen:

„Dem Glücke entgegen!“ — — —

— Ende. —

Katholische Kirche.

Sonntag, den 8. November 1914.

7 Uhr Frühmesse, Hospitalkirche 7 Uhr
Nonnenkirche 8 Uhr. Gymnasialgottesdienst
49 Uhr. Hochamt 10 Uhr.

Evangelische Kirche.

22. Sonntag n. Trinitatis. 8. 11. 1914.
10 Uhr Gottesdienst in Hadamar

2 Uhr Kinder-gottesdienst in Hadamar.

Mittwoch, den 11. Nov. abends 8½ Uhr Kriegs-
andacht

Tinte

in vorzüglicher Qualität zu haben in der
Druckerei von J. W. Hörter.

Fruchtmarkt zu Hadamar.

Roter Weizen 21,—, Weißer Weizen 20,50 Korn
17,—, Gerste —,—, Hafer 11,30, Butter das
Pfund 1,20, 2 Eier 18 s.

Hadamar, den 29. Oktober 1914.

Marktmeister: Wagner

Polizeiverordnungen

betr. das Meldewesen i. Kreis Limburg
zu haben in der Druckerei von J. W. Hörter.

Arbeitsbücher

zu haben in der Druckerei d. Hadamarer Anzeigers.

Joh. Wilh. Hörter.



DEUTZER DIESELMOTOREN

liegender Bauart

arbeiten mit Rohölen aller Art. Ein muster-
gültiges Erzeugnis moderner Massenfabrikation.
Bei genauester Ausführung aller Einzelteile
mäßige Anschaffungskosten. Brennstoffverbrauch
ca. 1—2½ Pfg. pro PS. u. Std.

GASMOTOREN-FABRIK DEUTZ.
Zweigniederlassung Frankfurt, Taunusstraße 47.

Im Verlage von Rud. Bechtold & Comp. Wiesbaden ist er-
schienen (zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Buchbindereien sowie
in der Expedition ds. Blattes):

Nassauischer Allgemeiner Landes-Kalender

für das Jahr 1915. Redigiert von W. Wittgen. — 72 S. 4°, geb.
Preis 25 Pfg.

Zur Ausnutzung der diesjährigen reichen Ernte besonders zu empfehlen
Obsteinkochbüchlein 15. Aufl., von Königl. Garten-Inspektor
G. Junge. Preis Mk. 1.50.
Dörrobüchlein 7. Aufl., von Königl. Garten-Inspektor
G. Junge. Preis Mk. 1.—.

Ferner

Feldpostkarten

mit Kriegsbildern von Walter C. J. Frankenbach.
Serie 1, bestehend aus 6 versch. Bildern mit Text. Sehr erheiternd.
Preis für die Serie 15 Pfg.

Dieselben (Doppelparten) mit Rückantwort.
Serie 30 Pfg.

Freundestrost.

Sah ein alter Bauersmann
Tränentraub auf seinem Pfluge,
Dacht' an seinen lieben Sohn,
Der beim ersten Siegeszuge,
Wie sein Kamerad geschrieben,
Fern vor Lüttich gleich gelieben.
Doch nicht ruh'n ließ ihn sein Roß,
Schaut sich um mit klugen Blicken,
Wiehern sprach: Das Feld ist groß,
Und ich soll's allein beschicken?
Schaun nicht rückwärts, nicht an Pein,
Denke an den Sieg allein!

Und er fasste seinen Pflug
Wie zwei alte Freundeshände;
Und ihm war's als wenn auch der
Trost- und Mahnungsworte fände:
Auf zum Werk, du alter Streiter,
Folg' dem Tiere, pflüge weiter!

Laß mich lockern deutsche Erde,
Daß die Saat in ihrem Schoße
Hoffnungsvoll geborgen werde
Für die Ernte, für die große,
Die da wiederbringt die Freude,
Die ein Ende macht dem Leide,

Und der Gaul lag in den Selen
Und der Pflug ging knurrend mit,
Legte heil' ge Muttererde
Auf die Tränen, Schritt für Schritt,
Und vergrub des Bauern Pein,
Lehrt' ihn wieder stark zu sein.

W. v. d. Aue.

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wih. Hörter in Sadamar.

1914. * Nr. 46

Der Alte vom Eulennest.

Roman von Ludwig Blümke.

(Fortsetzung.)

Martin erschauerte bei diesem Gedanken, und doch lag so etwas Beruhigendes, die heißen Schläfen lind wie kühlender Hauch Umschmelzendes darin in dieser schwarzen Stunde samstagsverwirrender Verzweiflung. Ein Selbstmord schien dem sonst religiösen Manne auf einmal ein Verbrechen mehr. Ach, er dünkte ihn ein so bequemes Mittel, zur Ruhe, zum Vergessen zu gelangen. — Doch dann suchte er seinen Gedanken wieder mit Gewalt von sich abzuschütteln, rannte hinaus in den klaren Wintertag, und als ein Gebet aus tiefstem Herzen drang sein Seufzen hier unter den Baumriesen empor zum ewigen Licht: „Herr, führe uns nicht in Versuchung! Laß mir den Verstand, mache meine Sinne hell, daß ich einen Weg finde in dieser Nacht und nicht versinke im Abgrund der Schande!“

Es wurde ihm ein wenig leichter, er fühlte um das be-
rückte Herz, die Ge-
anken wurden ruhi-
ger. Wie das Mor-
genlicht durch einen
schmalen Spalt der
Kerkertür tröstend
und belebend dem an-
gekettenen geschmiedeten
Gefangenen lächelt,
so sah sich ein Schim-
mer von Hoffnung in
seiner Brust, und tief
aufatmend sagte er
zu sich hin: „Viel-
leicht helfen sie dir
noch! Wenn jeder et-
was gäbe. Du wür-
dest es ihnen hoch
verzinsen und in klei-
nen Raten allmäh-
lich zurückzahlen.“
Als er wieder heim-
kehrte, erschien der
Brieftträger auf der
Grünforter Land-
straße: Ein Gilbrieß
aus Hamburg.

War das Blaumei-
ne Handschrift? Doch

mußte es wohl sein. — Noch niemals zuvor hatte Martin ein
Schriftstück mit so nervöser Hast geöffnet wie dieses. Abgerissene
Sätze, hingeworfene Worte standen da nur, und sie enthielten
die Bestätigung dessen, was er schon wußte:

„Bergehen Sie einem Unglücklichen! — Ich habe es nicht
gewollt; überaus traurige Verhältnisse tragen die Schuld. —
Ich konnte Ihr Geld nicht zu geplantem Unternehmen verwenden,
da mir die Schlinge um den Hals gezogen war. Hoffte alles zu

retten und mein Wort einzulösen. — Sollte nicht sein. — Bis
vernichtet. — Mein ganzes Vermögen hin. — Werde im Ausland
zu sühnen suchen.“

Was da weiter stand, ließ sich selbst mit der größten Mühe
nicht entziffern. Wozu auch noch? —

„Fritz, hole die Kutsche hervor und mache sie schön sauber!
Mach' auch das neue Geschirr blank; in zwei Stunden fahren wir“,
rief der Oberförster auf den Hof, und die es hörten, schauten
einander überrascht an, denn die Stimme klang so ganz und gar
verändert. Das war wie der Miston aus einem beschädigten
Instrument.

Gerade jetzt fuhr der Omnibus vom „Hotel Weinberg“ mit
seinen mageren Kleppern durchs Tor, die Fenster mit den grünen
Gardinen dicht verhängt. Was bedeutet das? Ganz langsam
ging es, wie bei einem Begräbnis. Jetzt hielt er. Vorsichtig
wurde die Tür geöffnet und Lottchen erschien.

„Vater, ich bringe unsere Patienten.“

Der Doktor hat es
erlaubt, und sie hiel-
ten es vor Sehnsucht
nicht länger aus. —
Komm, nimm du
Linchen auf den Arm,
ich nehme Minchen.
Sie können sich kaum
rühren, so habe ich
sie eingemummelt.“

Die beiden Mäd-
glichen in der Tat
zwei großen Bündeln
von Dedden und Tü-
chern. Doch schienen
sie sehr fidel zu sein,
denn sie quietlichten
und lüchelten in ihren
Umhüllungen, wie
wenn sie das Ganze
für einen Mästen-
scherzhielten. Schnell
waren sie drinnen
geborgen. Und nun
schlang Lottchen ihre
Arme zärtlich um des
Vaters breiten Nat-
ten, schaute ihm fest
in die trübe blickenden
Augen, als müßte sie
ein Geheimnis darin-
nen entziffern, und
sagte dann, nicht

fähig, den aufsteigenden Tränen zu wehren, mit zitternder Stimme
in flehendem Ton: „Väterchen, dir fehlt etwas, du kannst es mir
jetzt nicht länger verheimlichen! Es muß was Schlimmes sein. Dein
Haar ist in den paar Tagen schneeweiß geworden. Bitte, betrachte
mich nicht als dummes Kind, sondern würdige mich deines Ver-
trauens. Sage mir alles, sonst habe ich keine ruhige Minute mehr.“

Er tat einen tiefen Seufzer, streichelte ihr zärtlich über die
rofigen Wangen, strich sich dann den mächtigen, in der Tat schnee-



Ein von Oberst v. Hindenburg erbeuteter russischer Flugzeugtransport.

(Die Maschinen wurden auseinander genommen und nach Deutschland transportiert.)

weiß gewordenen Bart und sprach: „So sei es denn, mein gutes Mädchen. Würdest es ja doch erfahren.“

Und ganz langsam setzte er ihr alles auseinander, ganz genau, wie es stand. — Für mehrere Minuten war es Lotte, nachdem er zu Ende, als mühte ihr das Herz in der Brust stillestehen. So etwas hatte sie sich denn doch nicht träumen lassen. Aber dann sagte sie sich, warf sich dem vor Erregung an allen Gliedern bebenden Vater an die Brust und stieß aus: „Gott wird helfen! Du tust kein Unrecht, liebes Väterchen. An uns dachtest du ja nur, an Muttschen. Du konntest doch nicht ahnen — Und wenn der Groß-Tucherow und der Spiegelbrüder dir nicht helfen wollen, dann gehe ich zu Nichtensfelds nach Stolzental. Edelgards Mann ist Millionär, und der Leutnant Thedenhaus, der in manchem Rennen dreißigtausend Mark und mehr gewonnen und manche Nacht ein Vermögen verjeut hat, sieht die Summe, die dich zur Verzweiflung bringt, für eine Bagatelle an. Du wirst sehen, wir kriegen das Geld.“

„Ich glaube es kaum!“ stöhnte Martin. „Aber, in Geldsachen hört die Freundschaft meist auf. Der Tucherow und der Spiegelbrüder sind von allen Nachbarn noch die einzigen, auf deren Hilfe ich vielleicht rechnen könnte. Du weißt, die andern verdienen es mir, daß ich ihnen nicht unumschränkte Jagdfreiheit gestatte und in der Beziehung sehr penibel bin.“

Die Staatskutsche, die sich immer noch recht vornehm annahm, trotzdem sie nicht mehr neu war, hielt jetzt vor der Tür. Der Oberförster stieg ein, und es war ihm zumute, als ginge es zur Gerichtsverhandlung, auf der sich sein Schicksal entscheiden müßte: Schuldig oder nichtschuldig, Tod oder Leben. —

Die beiden Kleinen tollten und jubelten recht wie zwei wilde Rangen, die von den Fesseln des Krankentagers endlich befreit waren und nun Veräumnets nachholen mußten. Die Jungen verlebten den Rest der diesmal so arg getrübbten Weihnachtsferien bei einem guten Freunde. Und Lottchen war es recht lieb, daß sie heute nicht im Hause weilten. Sie bedurfte der Ruhe, um sich zu fassen, um klar zu überlegen, um alle Möglichkeiten, mit denen man rechnen mußte, zu erwägen. —

Die Kutsche kehrte früher zurück, als man es hätte erwarten sollen. Wie ein hilfloser Greis wankte Martin ins Haus.

„Der General war nicht zu Hause, oder wollte nicht zu Hause sein. Weiß nicht. Am Ende wußte er schon. — v. Golt hat mir jegliche Hilfe verweigert. Seine Ausreden — ach Gott, wie das so ist! — nichts als leere Redensarten, Phrasen, hinter denen nicht das Mindeste steckt. — Mit denen im Stolzental wird es genau so.“

Die Anie zitterten ihm, er fiel schwer auf einen Stuhl, stöhnte und fuhr mit den Fingern nervös durch die Haare.

„Väterchen, für heute ist es zu spät. Morgen gehe ich zu meiner Freundin Edelgard nach Stolzental. Die jetzt es durch. — Vater, ich bringe dir ein Glas Wein. Ach Gott, nimm es dir nicht so zu Herzen. Es wird Rat werden.“

Kathrine polterte in diesem Augenblick herein und meldete: „Der General von Groß-Tucherow ist da.“

Da fuhr der Oberförster empor und eilte hinaus. Im Flur stand sein alter Kriegskamerad, gerade und stolz, wie einst als Leutnant, im Uniformpelz, den eisgrauen Schnurrbart hoch aufgesetzt, das eiserne Gesicht mit der großen Narbe von St. Privat kalt und gleichgültig wie immer, streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit eigentümlich knarrender, recht lauter Stimme — er führte bis vor einem Jahr noch seine Division —: „Tag, Martin! Hörte, Sie wären bei mir gewesen. Damit Sie nicht glauben, ich hätte mich verleugnen lassen, komme ich gleich zu Ihnen. War auf der Jagd.“

„Ich danke Ihnen, Waltersdorf“, erwiderte der Oberförster, des Generalleutnants Hand drückend und ihn in den Salon führend. „Es handelt sich um etwas sehr Ernstes. Bitte, legen Sie ab; so schnell läßt sich das nicht auseinanderlegen. Lottchen wird uns ein Glas Wein bringen.“

„Aber Kamerad“, sagte der andere, diesen jetzt genauer betrachtend, „zum Teufel, sehen ja miserabel aus! Was ist denn das? Bomben und Granaten, kenne Sie ja gar nicht wieder! Sind ernstlich krank, alter Genosse?“

„Wenn's das nur wäre!“ seufzte Martin, dem Nachbarn aus seinem Pelz helfend. „Sehen Sie sich nur erst. Ich will mich nicht mit der Borrede aufhalten. Hier sind Zigarren.“

Wenige Minuten später wußte Erzellenz Waltersdorf alles. Der alte Offizier hatte sich im Laufe des Berichts zu seiner ganzen stattlichen Höhe erhoben, durchmaß nun mit langsamen Schritten das Zimmer und sein wie aus Erz gemeißeltes weiterhartes Soldatengesicht mit der großen Narbe verriet auch nicht mit einer Miene, was in seinem Innern vor sich ging. So war er immer gewesen. Auch im ärgsten Kugelregen — damals am 18. August 1870, als das Regiment nur drei unverwundete Offiziere übrigbehielt — hatte sein Gesicht dem Tode nicht anders ins Auge ge-

schaut. Als sie beide vor Paris mit dem Eisernen Kreuz dekoriert wurden, als sie nach mancher blutigen Schlacht in die Heimat zurückkehrten, immer daselbe eherne Antlitz. Erzellenz von Waltersdorf blieb sich stets gleich.

„Kamerad, Rettung gibt es für Sie nicht“, sagte er jetzt kerkengerade vor dem Oberförster stehen bleibend und ihn mit seinen noch in jugendlichem Glanz blühenden grauen Augen fest anschauend. „Wollte ich Ihrer Bitte entsprechen — angenommen, ich wäre in der Lage dazu! — so würde ich meine Familie direkt bestehlen. Sie könnten mir das Geld ja doch niemals zurückzahlen. Gehen Sie also den Weg, den Ihre Ehre Ihnen zeigt. Sie haben in der Schlacht vor blauen Bohnen nicht gezittert, so seien Sie auch jetzt keine Memme. Für Ihre Familie werde ich aus alter Kameradschaft sorgen, so gut ich es vermag. Ich weiß keinen andern Rat.“

Da ein Klirren von Glas — Scherben — ein Aufschrei — Lotte hatte das Tablett mit der Weinsflasche und den beiden Gläsern fallen lassen, als die letzten, recht laut und vernehmlich gesprochenen Worte ihr Ohr trafen, hier an der Tür im Entree.

Die beiden ehemaligen Kriegskameraden beachteten das nicht. Sie standen einander schweigend gegenüber, schienen sich vollkommen zu verstehen, und mit fester Stimme sagte der Oberförster, als sie sich wieder trennten: „Leben Sie wohl, Waltersdorf! Gott vergelte Ihnen, was Sie an den Meinen tun werden!“

„Das ist also eines Freundes Rat!“ schluchzte Lotte, während beide Herren das Zimmer verließen und der General wieder seine Kutsche bestieg. „Nein, nein, dazu soll es nicht kommen. Vater ist doch ein Christ. Pfui, ihn zum Selbstmord zu überreden! Das ist Soldatenehre? Nein, nein — es ist noch nicht alles verloren! O, wenn doch Ulrich käme, wenn er doch helfen wollte! Er ist auch Offizier. Sollte er etwa ebenso raten wie dieser General ohne Herz?“

Lottchen war nach Stolzental gegangen; ihr Vater besaß sich allein im Hause. Jetzt hatte er den langen Brief beendet, an dem er schon gestern abend, nachdem der General sich entfernt, zu schreiben begonnen. Darinnen stand alles, alles schwarz auf weiß, was zu sagen und zu bestimmen ihm noch am Herzen lag. Den scharfgeladenen Revolver zu sich stehend, machte er sich auf, Lotte entgegen zu gehen. Bald mußte sie ja kommen. „Du gutes, gutes Kind, meine armen Jungen, ihr unschuldigen beiden Kleinen, die ihr so lachen und scherzen könnt!“ stöhnte er, als er die Schwelle seines Hauses überschritt — zum letztenmal, wie er annahm, und wieder wurde es naß in seinen Augen, wieder glänzte eine Träne in seinem weißen Bart. Doch er biß die Zähne zusammen, ballte die mächtigen Hände zu Fäusten und rief in sich hinein: „Nur keine Memme! Die Helden von St. Privat fürchten den Tod nicht! Es muß sein, es soll sein!“ Und dann wieder das letzte, schnell ersterbende Aufleuchten des schwachen Hoffnungsstimmens: Wenn Lottes Bitten es doch erreicht hätten?

Da kam sie ja schon. Da stand sie. Um von ihr nicht gesehen zu werden, trat er hinter eine am Wege stehende Tanne.

Sie schluchzte, daß ihm das Herz blutete. — „Das gute, gute Kind. — Abgewiesen! Du wußtest es ja. — Sei stark, sei keine Memme! Sie wird es verwinden. Dieber einen toten Vater, als einen ehelosen!“ Wie bleich war ihr Gesicht, wie todunglücklich — Nur weiter, schnell, schnell, die Entscheidung ist gefallen. —

Unter der wohl fünfhundertjährigen Buche am schwarzen Bruch sollte es geschehen. Gerade dort. Den alten Baum, der schon so viele Geschlechter gesehen, hatte er immer besonders hoch in Ehren gehalten, und so manche Erinnerung seines bewegten Lebens knüpfte sich an diesen Zeugen aus alten Zeiten. Ach, verwischt und verschwommen waren wohl die Zeichen auf seiner glatten Rinde, die er selber einmal hineingeschnitten, aber er glaubte sie heute noch lesen zu können: Das Datum des großen Tages, an dem er hinauszog ins Feld, hier stand es. Die Sieben und die Null konnte man zur Not noch erkennen. Der Tag der Heimkehr. Und dann weiter dort in dem Herzen, das auch nur noch mit Mühe als ein solches zu enträtseln war, Lieschens und sein Name. — Die Brautzeit stand wieder vor seiner Seele und die vielen glücklichen Jahre seiner Ehe. — Da — Hans-Georgs Namen. — Ach, nur noch ein Weilchen träumen. Abschiednehmen von all den schönen Erinnerungen. — In den Zweigen rauschte es leise, und ihm war es, als erzählten sie ihm liebe, alte Geschichten, denen er erst noch lauschen mußte. Hier auf dem Granitblod ließ er sich nieder, sah die dunkelgrüne, sammetstimmende Moosbede darauf an, als hätte er nie so etwas Schönes, Kunstvolles geschaut, stemmte die Hände auf die Anie, ließ das schwere Haupt tief auf die Brust sinken und sagte vor sich hin: „Nur die paar Minuten noch! Nein, nein, das soll kein feiges Zaudern sein, nur ein andächtiges Lauschen, ein süßes Nachsinnen, ob du noch etwas vergessen haben könntest.“ Der Revolver lag neben ihm auf dem Stein.

Lotte machte vor der Oberförsterei noch einmal halt. „Hast bei den Freunden keine Hilfe finden können, so versuch es bei meines Vaters Feinden! Geh nach Finkenwerder zu Buchow. Ich wage es, es steht alles auf dem Spiel.“ Und doch stockte Fuß. Aber immer eindringlicher rief die Stimme: „Versuche Buchow ist sehr reich, vielleicht tut er es in der Hoffnung gute Geschäfte!“

Und nun befand sie sich auf dem Wege zum Nachbargut, undnete die Tränen aus ihren Augen, versuchte die Gewalt über selber wieder zu gewinnen und ruhig zu werden. Ach, wie zu schuld hatte sie auf Edelgarbs Hilfe gerechnet, und wie so ganz anders war es gekommen! Man empfing sie mit hellem Jubel, sie das Schloß betrat, man nötigte sie zu einem geradezu schalligen Frühstück mit Sekt, Kaviar, Austern usw., und der Leutnant befand sich ob ihres unerwarteten Besuchs in gehobener Stimmung. Wer weiß, mit welchen Absichten er sich trug. Edelgard es dann einrichtete, daß sie ein paar Minuten mit einem interessanten Herrn allein war, da teilte sie ihm verwehrt den Zweck ihres Kommens mit. Ach Gott, wie veränderte sich da seine glückstrahlende Miene, wie wurde sein weinrotes Gesicht lang, und wie vergrößerten sich in Schrecken und Entsetzen die eben noch so vergnügt lächelnden Augen!

„Gnädigstes Fräulein,“ stotterte er schließlich nach entlos anger Verlegenheitspause, „Ihr Vertrauen ehrt mich kolossal. Ich gerne würde ich Sie von allen Sorgen befreien für ewige Zeiten! Verlangen Sie von mir, daß ich für Sie durchs Feuer gehe, und jauchzend will ich es tun. Aber Ihrem hochverehrten Herrn Papa Geld leihen — das ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn ich habe selber mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe!“ Er schien jegliches Interesse für sie verloren zu haben; sie sah ihm an seiner verlegenen Miene an, wie peinlich es ihm war, aber mit ihr allein zu sein.

Und Edelgard, die sogar mit ihren teuren Schmudsachen, mit den großen Reisen und allem, was kostspielig ist, zu prahlen pflegte, die geriet in nicht geringere Verlegenheit als ihr Bruder, stotterte von ungeheuren Ausgaben, die man gerade jetzt gehabt, von der teuren Schloßreparatur, von Neuanschaffungen in der Wirtschaft und rief dann ihren Vatten aus dessen Arbeitszimmer. Er wiederholte daselbe.

Eitel war also ihre Hoffnung gewesen. Als sie nun den schmalen Pfad längs des Hügels dahinschritt, glaubte sie rechts in den Tannen Ulrichs hohe Gestalt zu sehen, ganz in der Ferne. Doch sie hielt sich nicht auf, sondern verdoppelte Schritte, um sich so schnell wie möglich Gewißheit zu schaffen. Der Gutshof war bald erreicht. Der hatte sich, seit sie ihn zum erstenmal gesehen, bedeutend verändert, sah wirklich sehr vornehm aus mit den neuen Wirtschaftsgebäuden und dem stattlichen Schloß. Mit Zittern und Zagen stieg sie die weiße Terasse empor. Der Diener Kajimir schaute sie mit dummen Glogaugen an, erbeugte sich dann tief vor ihr — vielleicht fiel ihm ein, was die Leute sagten, daß diese junge Dame einmal seine Herrin werden würde —, nötigte sie in einen mit prächtiger Geschmackslosigkeit ausgestatteten Salon und wollte den gnädigen Herrn, der vorher in der Nähe wäre — entweder in der Schneidemühle oder im Euleneest — sofort rufen.

Wie in der Höhle des Löwen fühlte Lottchen sich. Es graute vor dem, was die nächsten Minuten bringen mußten. Und sie mußte geraume Zeit warten.

Der Mann in grüner Uniform, den Lotte vorher in den Tannen gesehen, war wirklich Ulrich gewesen. Er hatte sie sofort erkannt und geriet außer sich, als er sie wieder nach Finkenwerder sah. Ein Irrtum lag nicht vor. Er vermochte ihren Weg von seinem Standort aus genau zu verfolgen.

Am hellen Tage wagte sie es also, Buchow einen Besuch abzustatten! Kaum wieder daheim, sollte sie die Sehnsucht schon diesem Erbärmlichen treiben? Wenn es doch wirklich wahr wäre, was die Leute sagten, was Frau Großklaus wissen wollte! Der überbrachte sie ihm nur eine Bestellung ihres Vaters?

Marheit wollte er haben, sofort. Darum wandte er seine Schritte der Oberförsterei zu, um Martin aufzusuchen und dort zu Lottes Nichte zu warten. Es gab ja sehr viel Diensthiliches zu besprechen, da der Oberförster sich während der letzten Tage gar nicht hatte sehen lassen.

Auf halbem Wege traf er den Kutscher Fritz und fragte ihn, ob der Herr zu Hause sei.

„Nein, Herr Assessor. Er ging vor einer kleinen Weile fort, nach der Richtung zu“, sagte der Burche mit bezeichnender Handbewegung, und Ulrich gab nicht stumm, ebenfalls dorthin schreitend. Die Fußspuren nach ihm an, daß der alte Herr nach dem schwarzen Bruch, wo die alte Buche stand, gegangen war. Was dort wollte, ließ sich natürlich nicht erraten.

Da stand Martin jetzt hochaufgerichtet an dem moosüberwachsenen Granitblock, in der Hand den Revolver. Er war zu Ende mit seinen letzten Betrachtungen. Jetzt galt es, dem schwarzen Fürsten der Schatten die Hand reichen, ihm fest ins Auge schauen. Eine Sekunde nur noch — dann — Ruhe, ewige Ruhe. Schon hebt sich die Hand, ohne Zittern; nein, Furcht empfindet er nicht. — Da — eine Stimme, eine menschliche Stimme!

Ulrich ruft des Todgeweihten Namen in maßlosem Entsetzen, stürzt mit Riesenschritten auf ihn zu, entreißt ihm die Mordwaffe und leucht: „Onkel Martin, ums Himmels willen, was soll das?“

Mit Augen des Wahnsinns starrte der Oberförster seinen jungen Freund an, holte tief Atem, daß es dumpf röchelte in seiner mächtigen Brust, und stieß dann mit klangloser Stimme aus: „Ulrich, warum kamst du, warum störst du mich, warum verlängertest du meine Pein? Gib mir den Revolver; was ich zu sagen habe, findest du in dem dicken Brief, der auf meinem Schreibtisch liegt. Was hat dich hierher getrieben? Mein Leben ist verwirrt, ich muß sterben!“

Dabei blickte es wie fahler Wetterchein auf in seinen unheimlich weit geöffneten Augen, und mit beiden Händen griff er nach der Waffe, die Ulrich fest in seiner Rechten hielt.

„Onkel, das ist ja Wahnsinn! — Zum Selbstmörder wolltest du werden? — Onkel — ein Verbrechen wolltest du begehen, das nimmer gesühnt werden kann? Herr Gott im Himmel, was ist denn nur geschehen, was hat deine Sinne so ganz und gar verwirrt?“

Nach diesen leidenschaftlich hervorgestoßenen Worten schlenkerte er den Revolver fort, daß er klatschend in den nahen Sumpf fiel, umfaßte den alten Herrn mit seinen sehnigen Armen, als wollte er ihn nimmer loslassen, und wiederholte die Frage in so besorgtem, angstdurchzittertem Ton, als spräche der Sohn zum Vater, den er in Todesnot sieht und den er retten will um jeden Preis.

„So höre!“ kam es heiser über des Oberförsters Lippen. „Mein guter Junge, ich weiß, wie du's mit mir meinst. Versetze dich in meine Lage, wenn ich dir alles gesagt habe. Und dann urteile selber — aber gerecht!“

Sie schritten Arm in Arm langsam im Kreise um die alte Buche herum, und Ulrich erfuhr die ganze verzweifelte Geschichte, auch was der General gesagt, wie v. Goltz sich verhalten, daß Lottchen trostlos von Stolzental zurückgekommen sei.

Bis dahin war er mit höchster Spannung ganz bei der Sache gewesen. Aber nun durchzuckte es ihn auf einmal wie von einem elektrischen Funken: Lottchen in Stolzental gewesen, um dort das Geld aufzutreiben? Dann ist sie aus dem gleichen Grunde natürlich auch nach Finkenwerder gegangen! Vielleicht wollte sie neulich schon Buchow um seinen Beistand ansehn.

„Und jetzt — jetzt versucht sie es bei dem Finkenwerderer?“ unterbrach er den alten Herrn mit gepreßter Stimme.

„Buchow? — Davon weiß ich nichts. Nein, nein, so töricht ist mein Lottchen nicht. Oh, dem ist mein Tod ja ein Triumph!“

„Das wird er nicht sein!“ fuhr Ulrich mit fester Stimme fort.

„Onkel, lieber Onkel, was hat die Verzweiflung aus dir gemacht! Die Notlage ist äußerst schwierig, das sehe ich ein. Aber gerade, weil dich keine schwere Schuld trifft, wäre der Selbstmord ein so fürchterliches Verbrechen. Ich stehe durchaus nicht auf des Generals Standpunkt. Du bist dein Leben deiner Familie schuldig, du mußt doch um deine Rechtfertigung kämpfen. Und ich will dir als Anwalt treu zur Seite stehen, Onkel, wir werden siegen, ich weiß es. Kein Richter kann dich verurteilen, aber auch keiner deiner Freunde wird es tun, selbst der General nicht, wenn ich mit ihm geredet habe, und am wenigsten der Graf Lothar. Ich werde beweisen, wie uneigennützig du der Fürstin gebienst, wie du dich aufgerieben und hingeopfert hast die langen Jahre, welche Unsummen durch deine Hände gegangen sind, die du ungefährdet hättest veruntreuen können. Für den Betrug oder das Unglück des Bankiers Blaumeier, der bis vor kurzem noch im besten Ruf stand — seine Ordensdekoration zu Kaisers Geburtstag beweist das —, kann dich niemand verantwortlich machen. Die ganze unbedeutende Schuld, die dich trifft, muß dir jeder Edelgesinnte verzeihen, denn du begingst sie in schwerer Sorge um die Deinen. Sollte sich wirklich niemand entschließen, dir die zwanzigtausend Mark zu leihen, so verpflichten wir uns der Fürstin oder meiner wegen auch dem Grafen Lothar gegenüber, sie ihm in zehn Jahren mit guten Zinsen zurückzahlen — du und ich. Ich verzichte gern auf die Hälfte meines Gehalts, damit wir das erreichen. Ach, warum hast du mir nicht gleich alles gesagt! Onkel, gib mir die Hand darauf, daß du nicht wieder an Selbstmord denken willst. Das eine nur bitte ich dich.“

„Du mein lieber, guter Junge!“ kam es leise mit bewegter Stimme über des alten Herrn Lippen. „Laß mich, ich kann ja nichts mehr denken und sagen. Du bist edel, wie es dein Vater war. Ulrich — ich muß ja erst wieder zu mir selber kommen. Ich hatte allen Glauben verloren. Vielleicht —“



Arc de Triomphe du Carrousel in Paris. (Mit Text.)

Da brach er ab. Seine letzte Kraft schien gebrochen, aber auch der starre Trotz seines Herzens.

Ganz langsam schritten sie heim, der Greis gestützt auf des starken Mannes sehnigen Arm, ihm vertrauend, sich ihm ganz überlassend. — Er würde die Waffe nicht wieder gegen sich selbst erheben, dessen war Ulrich gewiß.

Lotte war noch nicht zurück. Sollte sie wirklich nach Finkenwerder gegangen sein? Oh, der Gedanke quälte Martin entsetzlich.

„Ich werde ihr entgegengehen“, sagte Ulrich, nicht minder beunruhigt, erhob sich und machte sich auf den Weg.

Nachdem Lotte im Zuchow'schen Salon wohl eine Viertelstunde gewartet hatte, kehrte Kasimir mit rotem Gesicht zurück und meldete, der gnädige Herr würde im Augenblick da sein.



Das serbische Generalstabsgebäude in Belgrad nach der Beschädigung durch die österr.-ungar. Armee.

macht er es nicht mehr lange! Wenn alten Leuten so etwas zustoßt, dann geht's gewöhnlich bald zu Ende. Der Doktor meinte das auch.“

Da Zuchow nun des alten Herrn Leben oder Sterben keineswegs gleichgültig war — nach dessen Tode gehörte ihm Villa und

Er hätte nur noch bei dem alten Herrn Erlenborn, dem ein kleines Unglück zugestoßen sei, zu tun. Zuchow hatte vorhin durch Warschau erfahren, daß dem Alten vom Eulenstein beim Experimentieren Salpetersäure ins Gesicht gespritzt war und ihn am rechten Auge nicht unbedeutend verletzt hatte. — Auch Wangen und Schläfe sollten ihm verbrannt sein.

„Paß auf“, fügte darauf der Schurke hinzu, „jetzt

Parl —, so machte er sich sofort auf, um ihn mit gut geheucheltem Bedauern zu besuchen.

Der Verletzte lag mit unwidertem Gesicht zu Bett und litt große Schmerzen. Des Schlossherrn Anteilnahme erfüllte sein argloses, fast kindisches Gemüt mit rechter Freude, und während dieser neben ihm saß, erzählte er ihm mit der Geschwätzigkeit des Alters allerlei gelehrte Dinge, die der ehemalige Pferdehändler nicht verstand. Nur reden, nur auf andere Gedanken kommen, abgelenkt werden von der inneren und äußeren Pein, das war ja der Alten sehnlichster Wunsch.

Nun erschien Kasimir und berichtete seinem gnädigen Herrn mit dem dümmsten Gesicht von der Welt: „Das Fräulein von der Oberförsterei ist im Schloß und wartet auf Euer Gnaden.“

Ei, wie erstrahlte da Zuchow's bleiches, knöchernes Gesicht! Also war es so weit! Täglich hatte er

darauf gelauert, irgend etwas Sensationelles von da drüben zu hören. Und nun schien sich zu erfüllen, was er sich in seinen kühnsten Träumen ausgemalt.

„Fräulein Martin, die Tochter vom Herrn Oberförster, Kasimir?“ fragte er, noch im Zweifel, ob es sich nicht doch nur um einen Irrtum handelte.

„Jawohl, Euer Gnaden“, antwortete der Diener. „Und ich habe gesagt, der gnädige Herr würden im Augenblick dort sein.“



Kapitänleutnant Otto Weddingen von „U 9“.



Rote Kreuz-Schwestern in Feldausrüstung. Photographie von Altes Rahdorf, Berlin.

„War gut! Laufe, was du kannst, und sage, ich käme schon.“
 Er wünschte dem alten Herrn also hastig eine gute Nacht, ver-
 schied morgen wiederzukommen, und folgte dem Diener auf dem
 Treppchen. Nachdem er in fliegender Hast ein wenig Toilette gemacht,
 trat er den Salon und sah das bildschöne Mädchen, das er so
 sehr begehrte, mit marmorblichem Antlitz vor sich stehen. Voll

ergriff er Lotte's
 Hand, trotzdem sie
 nicht zum Gruße gebo-
 gen wurde, und drückte einen
 innigen Kuß darauf.
 „Was verschafft mir diese
 große Freude, mein gnädi-
 ges Fräulein?“ fragte er
 mit widerlich süßli-
 chem Lächeln in dienernder
 Stellung. „Womit darf ich
 Ihnen dienen?“

„Herr Buchow, ich komme
 mit einer Bitte zu Ihnen“,
 erwiderte sie, sich die größte
 Mühe gebend, ruhig zu er-
 scheinen. „Mein Vater weiß
 nichts um mein Hiersein,
 möchte ich aber vorwegschit-
 ten. Ich wollte Sie also
 fragen, ob Sie bereit wä-
 ren, uns gegen angemessene
 monatliche Verzinsung und
 ratenweiser Rückzahlung
 auf mehrere Jahre eine grö-
 ßere Summe Geldes zu
 leihen. Ich denke, die Person
 meines Vaters bietet Ihnen
 genügende Bürgschaft.“

„Aber bitte doch Platz
 nehmen, mein gnädigstes
 Fräulein!“

Mit einem kurzen: „Ich
 danke!“ blieb sie vor ihm
 stehen, starr wie eine Sta-
 tue. So etwas Vornehmes,
 stolzes, Unnahbares hatte
 sie auch jetzt noch an sich,
 so sie als Bittende zu ihm
 gekommen war, daß es seine
 Stilleheit verletzte und seine
 überbordende Leidenschaft be-
 ruhigend abkühlte.

„Ihr Herr Papa ist einem
 gemeinen Betrüger zum Op-
 fer gefallen“, fuhr er hastig
 fort. „Ich weiß es.“ Der jetzt
 mächtige Bankier Blaumeier
 hat es fertig gebracht, ihn zu
 einer — recht unbe-
 rathenen Handlung zu über-
 reden. Diese Leichtfertigkeit
 hat zur Folge haben —“

„Herr — woher wissen
 Sie? — Wer sagt Ihnen
 das?“ fragte Lotte tödlich
 schroden dazwischen.

Mit diabolischem Grinsen
 antwortete er achselzuckend:
 „Ich weiß manches und ich
 weiß auch ganz genau, wel-
 che Folgen für Ihren Herrn
 Papa, für die ganze Familie
 daraus erwachsen müssen.
 Aber mein teures Fräulein“,
 sagte er in sanfterem Ton
 und wieder so süßlich lächelnd
 zu, „ich will Sie nicht
 belästigen: der Bankier Bla-
 umeier war bei mir und hat

mir selber alles erzählt, und was ich nicht von ihm erfuhr, teilte
 mir ein Berliner Freund mit, der dem Herrn Grafen Lothar von
 Sonnenfeld sehr nahe steht. Ach, wie gern hätte ich das Unglück
 verhütet! Aber als ich von der unglücklichen Spekulation erfuhr,
 war es schon zu spät. Ihr Herr Papa hätte ja auch meinen Rat
 nicht beachtet. Er verkennt mich ja doch ganz und gar, wie auch

Sie, mein gnädiges Fräulein, es immer taten. Für einen herzlosen
 Geschäftsmann halten Sie beide mich. Und damit tun Sie mir
 schweres Unrecht, denn niemand könnte mitfühlender sein als ich.
 Zum Beweise dafür will ich mich Ihnen in Ihrer jetzigen Notlage
 als Freund zeigen und Ihnen helfen, wenn Sie mir nur Ihre Hand
 reichen wollen, daß ich Sie herausreißen kann aus dem Verderben.“



Bombenwerfende deutsche Flieger über Paris. Im Hintergrund steigt ein franz. Doppeldecker zur Abwehr auf.
 Gezeichnet von Prof. Hans Rud. Schulze.

„Oh, Herr Buchow, ich würde Ihnen so unendlich dankbar
 sein! Wenn Sie von Blaumeier selber wissen, um was es sich
 handelt, dann kann ich ja ganz offen gegen Sie sein“, stieß Lotte
 nun aus, und aller Stolz war aus ihrem schönen Gesicht gewichen.
 So etwas Rührendes, Bittendes lag nun darin, daß der Schloß-
 herr sich von neuem den süßesten Hoffnungen hingab.

„Ja, ich weiß alles ganz genau!“ fuhr er mit lustern funkelnden Augen fort, ganz dicht an sie herantretend, so dicht, daß sie seinen heißen Atem spürte. „Und — lassen Sie mich nun ganz ehrlich gegen Sie sein, liebes Fräulein — ich gebe Ihnen die Versicherung, es würde mir das Herz brechen, wenn ich Ihnen von mir so hochgeschätzten Herrn Papa womöglich zu Zuchthausstrafe verurteilt wüßte!“

„Herr Zuchow — die Möglichkeit, daß ein Richter meinen Vater verurteilen könnte, scheint mir ausgeschlossen.“

„Liebes Fräulein, der Richter hält sich an den starren Buchstaben des Gesetzes. Eine Unterschlagung von zwanzigtausend Mark würde unter allen Umständen für ein schweres Verbrechen angesehen werden, um so mehr, als Ihr Herr Papa das volle Vertrauen der Fürstin genoß. Wir, die wir ihn kennen, urteilen natürlich anders. Aber der Richter —“

„Und wäre es Ihnen möglich, uns das Geld schon morgen zu leihen?“

„Heute schon, mein liebes, hochverehrtes Fräulein, wenn Sie meine Gefälligkeit nicht bloß als etwas rein Geschäftliches ansehen wollen.“

Dabei ergriff er hastig ihre Hand und hielt sie so fest in seiner knöchernen, eiskalten Rechten, daß es sie durchriefelte und erschauern ließ. Seine lustern gierigen Blicke bohrten sich dabei tief in ihre tränenfeuchten Augen, und sie bog ihren Kopf zurück, um nicht mit seinem Gesicht in Verührung zu kommen.

„Fräulein Lottchen!“ kam es dann in gedämpftem, fast flüsterndem Ton, der sie an das Zischen einer giftigen Schlange erinnerte, über seine Lippen, „liebes Fräulein Lottchen, ach, Sie müssen es ja doch schon längst gemerkt haben, wie ich mich für Sie interessiere! Kalt und gefühllos behandelten Sie mich bis heute. Ihr Kommen in dieser Stunde ist mir der erste Beweis dafür, daß Sie dennoch Vertrauen zu mir besitzen und mich für einen wahren Freund in der Not halten. Das macht mich ja so glücklich, denn ich vergehe vor Liebe zu Ihnen. Ich kenne keinen höheren Wunsch als den: Ihnen das arme Erdenleben zum Paradies gestalten zu dürfen. Und wenn Sie mich so glücklich machen wollen, liebes Lottchen, mir Ihr Leben anzuvertrauen, dann soll schon jetzt, in dieser Minute, die Sorge für immer von Ihnen und den Ihrigen verbannt sein. Sprechen Sie nur das eine kleine Wörtlein: ja!“

Sie befreite sich mit Gewalt von seiner Hand, ihr Gesicht war auf einmal wieder starr, wie aus Marmor gemeißelt, und stolz erwiderte sie: „Mein Herr, nicht um den Preis hat ich Sie um eine Gefälligkeit. Ich verkaufe mich nicht.“

Es schien, als wollte sie sich entfernen. Aber er stellte sich ihr mit wilden Gebärden in den Weg, sein Gesicht wurde dunkelrot, ein fingerdicker blauer Streifen trat auf der flachen Stirn hervor, und leuchtend stieß der seiner nicht mehr Mächtige hervor: „Bedenken Sie, was Sie tun, Sie stolze Prinzessin! Ihres Vaters — Leben steht auf dem Spiel! Glauben Sie denn, er würde die Schande, verurteilt und entehrt zu sein, überleben? Nicht eine Stunde, sage ich Ihnen! Oder glauben Sie, es könnte ihm außer mir noch jemand helfen? Oh, ich habe recht wohl gesehen, daß er in der blutgepuckten Kutiche heute bei seinen hochadligen Freunden und Nachbarn herumgefahren ist, von einem zum andern. Höchstens der Baron in Stolzental hätte es können, ehe der oder seine hochmütige Frau einen Middel für andere hergeben, eher lassen sie sich die Finger abhacken. So, wie ich es mit Ihnen meine, meint es niemand; daß meine Liebe groß und echt ist, beweist Ihnen das Opfer, zu dem ich so gern bereit wäre, und nicht nur dieses eine wollte ich tun für Ihre Familie, nein noch tausendmal mehr! Ich weiß, daß Ihre arme Mama in dem Sanatorium, dessen Besitzer Ihres Papas Gehalt verschlingt, niemals gesund werden wird. Ich kenne ganz andere, freilich noch weit kostspieligere Heilstätten für solche Kranke. In der besten, die es gibt, würde ich die Patientin unterbringen. Sie müßte wiedergenesen. Und was könnte ich für Ihre Brüder tun! Fräulein Lottchen, bedenken Sie doch nur ein einziges Mal, welch ein Leben Ihnen winken würde! Dieses Schloß gehörte Ihnen, Sie dürften die schönsten Reisen machen, dürften Diamanten und Perlen tragen wie eine Fürstin.“

„Mein Herr, ich habe nicht länger Zeit. Lassen Sie mich hinaus!“ unterbrach Lotte ihn. Aber ihre Stimme zitterte, ihr ganzer Gesichtsausdruck verriet es ihm, daß ein Kampf in ihr tobte, daß sie schwankend wurde in ihrem Innern, wenn sie gleich äußerlich entschlossen tat.

„Ich begreife, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr er darum, seine wilde Leidenschaft ein wenig mäßigend, fort, „ich verstehe, daß Sie sich nicht auf der Stelle entschließen können, einem Manne Ihr Jawort zu geben, gegen den Sie die ärgsten Vorurteile erheben. Verzeihen Sie mein Ungeköm. Die übergroße Liebe treibt mich dazu. Aber ich will geduldig sein, will Sie nicht quälen und drängen. Überlegen Sie ganz in Ruhe, was Sie tun wollen.“

Ich gebe Ihnen bis morgen abend Bedenkzeit. Um diese Zeit komme ich Ihnen am Fluß entgegen. Ach, Lottchen, Sie werden sich dann besonnen haben. Verstehen Sie mich doch nur! Können Sie mich heute noch nicht lieben, so werden Sie es lernen. Alles dürfen Sie aus mir machen. Aber Sie müssen sich selbst entschließen, sollen nicht Ihren Papa raten lassen, wenn Ihnen an dessen Leben liegt.“

Endlich stand sie draußen. Noch einmal dieses Schlangenzischen: „Morgen um diese Zeit! In Ihrer Hand ruht das Schicksal der Ihrigen!“ Da sah sie ihn noch stehen oben auf der Terrasse, die Hände wie Krallen ihr nachgestreckt, den Oberkörper nach vorn gebeugt, die Augen funkelnd wie die eines gierigen Tigers. Aber er sollte sie nicht einholen, wenn es ihn etwa gelüstete, ihr zu folgen.

„In Ihrer Hand ruht das Geschick der Ihrigen!“ das glaubte sie immer noch zu hören, das klang in ihren Ohren, in ihrer Seele wieder ununterbrochen, ohne Ende, bald leise wie Flüstern, bald laut wie mit Donnerstimme: „Du kannst den Vater retten, aber du mußt dich selber opfern.“

Eisigkalt wehte der Nordwind ihr jetzt ins heiße Antlitz, und noch einmal schaute sie sich um, ob der Fürchterliche ihr nicht etwas folgte, ob er nicht irgendwo lauerte, um heranzuspringen und sie vollends zu zerreißen. Er war nicht zu sehen. Aber seinem Schloß aber flatterte wieder der schwarze Vogel, den sie neulich schon einmal gesehen. Ein glühendes Auge schien er zu besitzen, mit dem er sie verfolgte, lange, lange noch, bis dunkle Nebel alles hinter ihr verschlangen.

„Was liegt denn an deinem Leben?“ fragte es wieder in ihr, als ihre Brust ruhiger atmete und das Herz nicht mehr in so wilden Schlägen pochte. „Mutter könnte vielleicht gesund werden. Ihr bleibt vor Schande bewahrt, Vater ist gerettet. — Du wirst es müssen — müssen! Es wird keinen anderen Weg mehr geben.“ Was Zuchow sagte, ach — nur zu wahr ist ja das alles: der Richter hält sich an den Buchstaben des Gesetzes. In Schmach und Schande wird Vater nicht eine Stunde leben können. — Was sollst du tun? Nur das eine kleine Wörtchen ja, und alles ist gut.“

„Guten Abend, Lottchen!“ hörte sie plötzlich eine ihr nur zu wohlbekannte Stimme sagen, dicht vor ihr. Mit einem Aufschrei hemmte sie ihre Schritte und sah in der starken Dämmerung Ulrich am Wege stehen.

„Ulrich — Sie hier?“ fragte sie erschreckt, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Ja, ich bin es. Wollte Ihnen entgegengehen, um Sie zu begleiten.“

Sie geriet in Verlegenheit und wußte nicht, was sie sagen sollte. Ihm ehrlich alles bekennen? — Ach, wie oft hatte sie ihn herbeigesehnt, um ihn zu ihrem Vertrauten und Berater zu machen! Aber jetzt? Er würde von dem Opfer nichts wissen wollen, und doch dünkte es sie, je länger sie darüber nachsann, je mehr, die einzige Rettung.

(Fortsetzung folgt.)

Sieb Vaterland magst ruhig sein!

Ein Dorfidiyll von Erwin Hahn.

(Nachdruck verb.)

Es ist Sonntag nachmittag. Im kleinen Bauerndorf herrscht eine feierliche Ruhe. Kein Lüftchen regt sich. Kein hämmern der Schmied — kein peitschentnallender Fuhrknecht über den heiligen Sonntagsrieden. Es ist ein Sonntag im Krieg.

Aber die Sonne liegt reglos brütend auf dem Dorflein und ringsum über dem fatten, kornbeladenen Getreidekranz. Und die Schwalben tummeln schwachhaft um die leuchtende Kupferkuppel des Kirchleins. Sie haben sich viel zu erzählen von dem Neuen da unten auf dem Erdboden. Die Jungen hatten es heimgebracht von ihrem letzten Ausflug. Viele kleine und große Geschichten von gesprengten Brücken und Tunneln, von feindlichen Spionen, verdächtigen Autos und von dummen, leicht- und abergläubischen Menschen.

Es ist ein aufgeregtes Leben und Gezwitzchen oben im Schwalbenheim. Die Alten machen bedenkliche Gesichter und zupfen sorgsam ihre wettergeschützten Nestchen zurecht. Aber sie freuen sich auch im stillen über den frischen, mutigen Geist der Empörung und der Zuversicht, der ihre Kinder beseelt.

Unten ist das Dorf wie ausgestorben. Die Straße ist leer. Durch die Gäßchen watscheln die Enten, trippeln die Tauben. Eine Gluckhenne lodt fürsorglich ihre Küchlein zum Dungehausen. Aber kein menschlicher Laut bringt aus den Häusern. Viertelstündlich holt der Zeithammer im Turm recht geräuschvoll zum Schläge aus. Dann beginnt es zu läuten. Langsam, erst ungleichmäßig, schwingen die Glocken sichtbar durch den Glodenstod. Ein kurzes, taktloses Aufklingen — ein leiser Anschlag — ein langes, dumpfes Dröhnen geht durch den reinen Äther. Aber die Töne finden sich, vereinigen sich zur Harmonie und senken sich in vertrautem Dreiklang über das friedliche Dörfchen — jubelnd.

ahnend, versöhnend. Es ist Bittgottesdienst. Die Haustüren öffnen sich hier und da. Schwarzgekleidete Frauen und Mädchen kommen aus ihnen und gehen den Weg zum Kirchlein. Feierlich gemessenem Schritt, finden sich einige Greise auf der Dorfstraße zusammen. Dann ertönt Orgelspiel, Gesang — ein Choral. Und wieder wird es feierlich still im Dörfchen.

Einer steht vor seinem Häuschen, hat die Faust in den Taschen vergraben — steht mit dem Rücken gegen seine Hauslinde gekrümmt und nagt grimmig an der Tabakspfeife. Es ist Kaspar Staudenberger, der Landsturmmann.

Einnmal schaut er nach Osten, das andermal schaut er nach Westen. Sein grauer Schnauzbart hängt zornig über die Oberlippe und er stößt große Tabakwolken von sich. — Da drüben, rechts und links an des Deutschen Reiches Grenze, stehen seine eigenen Jungen, der eine gegen den Russen, der andere gegen den Franzosen. Gleich einer ehernen Mauer stehen sie gegen die anstürmenden Feinde.

Unter junges, heißes, deutsches Blut. Und er haut an sich selbst hinunter. — Seine lange, knochige Bauerngestalt reckt sich. Seine Faust krampft sich mehr und seine buschigen Augenbrauen ziehen sich enger. Er war heute gekommen aus der nahen Garnisonsstadt zum Sonntagnachmittage, um noch einmal zu Hause nach dem Rechten zu sehen. Um seinen beiden Schwiegerältern ein gutes deutsches Wort zu sagen und auch um noch einmal unter seiner Hauslinde in Frieden sein Pfeifen zu rauchen und sich ein wenig über den kleinen Strich, seinen Enkel — den Gottliebele, zu freuen.

Aber die Weichselrohrs-pfeife schmeckte heute nicht! Der Friede war gestört!

Die Frauen waren in der Kirche und beteten für ihre Männer. Das mochte gut sein. Er aber stand und dachte an sein liebes, verdrängtes Vaterland — an seinen Kaiser, der ihm gerne seinen Frieden und sein Pfeifen gegönnt hätte, wenn nicht die feindlichen Nachbarn, von Reid und Mißgunst verzehrt, sich hätten wammengetan in Lüge und Niedrigkeit, um dem herrlichen deutschen Reich den Untergang zu schwören.

„Nun wollen wir sie aber dreschen“, hatte der Kaiser gesagt! Und das war ein erlösendes Wort — auch für Kaspar Staudenberger! Auf's Dreschen verstand er sich. Und es galt kein leeres Wort. Es lohnte die Mühe. Die Frucht war die Heimat, das Vaterland, das Deutschland. — Der Staudenberger ging mit seinen Schritten die Front seines Häuschens entlang. Die Brust war ihm mit einmal geschwellt von dem Großen. Sein Gesicht hellte sich. Seine Augen blihen jünger, feuriger in stolzem Bewußtsein — in echtem Deutschsein.

Aber dann kam die Sorge, die Trauer. Die deutsche Rächternheit. — Wie aber — wenn es der Feinde doch zu viel sind?! Wenn unsere treue deutsche Wacht sich verblutet am Übermaß des Hasses und der Untreue? Wenn der britische Strandräuber aus dem Hinterhalt fällt und seinen germanischen Bruder erschlägt in einem, mißgunstigen Eifer — so wie einst Raim den Abel?!

Der Landsturmmann setzt sich sorgenschwer auf seine Hausbank. Durch seine breite Brust stürmen die Empfindungen. Fragen und Antworten, Erwägungen und Hoffnungen bedrängen sein dumpfes Gehirn. Und dazwischen hört er ein fernes Summen.

„Eins — zwei! Eins — zwei! Vorwärts — marsch! Eins —“ Der Landsturmmann horcht.

Durch das nächste Gäßchen kommt es gezogen, das Summen immer näher. Im gleichen Schritt, wohl zwanzig Jungen mit Kapierhelmen und Holzsäbeln. Der größte trägt die Fahne: ein rotes Taschentuch an einer Bohnenstange.

„Eins — zwei! Vorwärts marsch!“

Die jüngsten tragen noch Röschchen, marschieren aber tapfer mit! „Eins — zwei! Vorwärts — marsch! Eins — zwei! Ganzes Regiment — halt!“

Schullehrers Siegfried, der dicke Lateiner, ist der Hauptmann. Das Dorfregiment ist ganz nahe gekommen und der Staudenberger entdeckt zu seiner Freude inmitten der Schar den Gottliebele, sein Enkelkind.

Der Hauptmann instruiert sein tapferes Häuflein über die bevorstehende Schlacht. Der Plan ist einfach und natürlich: „Die eine Hälfte sind Franzosen und Russen, die andere Hälfte sind die

Deutschen. Die Franzosen und Russen stürmen aus der Obergasse, die Deutschen aus der Untergasse, in der Mitte kommen sie zusammen. Es gibt ein fürchterliches Handgemenge. Die Franzosen und Russen müssen fliehen — die Deutschen nichts wie hinterher, nehmen alle gefangen. Deutschland hat gesiegt! Hurra! Bitoria! Hurra Germania! Und jeder Russe und jeder Franzose bekommt seine „Dresche“!

Der Plan war gut. Sie waren alle einverstanden und bekundeten erstmals ihre Kampfesfreude durch ein vielstimmiges wildes Geschrei. „Hurra!“

Aber schon kam das erste Hindernis.

„Wer ist Russ? Wer Franzose? Wer ein Deutscher?“

Natürlich waren sie alle Deutsche. Keiner wollte Franzose, noch weniger ein Russe sein.

Der Feldherr war vorbereitet. Er entschied kurzerhand: „Die wo Blusen anhaben sind Franzosen und Russen, die wo Kittel anhaben, sind die Deutschen! Nachher ist's umgekehrt!“

Damit war es aber noch nicht abgetan. Die feldherrliche Gewalt reichte nicht über das Nationalempfinden. Fast jeder einzelne der Blusenmänner mußte durch Güte und Vernunftgründe zur russischen oder französischen Sache überredet werden.

Am hartnäckigsten wehrte sich der Gottliebele gegen diese Art von Vergewaltigung. Er hatte nämlich heute am Sonntag auch

seine Bluse an. Aus Leibesträften schrie der jüngste Staudenberger:

„I bin a Deitscher!“

Einige Kameraden machten ihm klar, daß man doch auch Russen und Franzosen brauche, wenn es zu einem rechten Gefecht kommen sollte. Aber der Gottliebele blieb standhaft:

„Dös ist mir gleich. Schwäpset, was ihr wolle. — I bin halt a Deitscher!“

Es wurde die ganze Heeresmacht sämtlicher Nationen aufgeboten, um den Gottliebele russisch zu machen. Er blieb deutsch.

Der alte Staudenberger hörte alles unter seiner Linde und schmunzelt.

Da legte der Schul-Siegfried sein Nachtwort ein: „Wenn der Staudenbergerle net russisch wird, nachher ist er von der Schlacht ausgeschlossen. So!“ Aber er knüpfte daran noch die mildernde Bemerkung, daß dies zwar zu bedauern wäre, diereil doch der Staudenbergerle den längsten und besten Säbel hätt!

Der alte Staudenberger schmunzelt wieder und sein Pfeifen begann zu schmecken. Den bewußten „längsten“ und „besten“ Säbel hatte er selbst bereits vor mehreren Wochen aus einem alten Besenstiel geschnitten und seinem Enkel ahnungslos umgeschminkt.

So wurde der Gottliebele ein Russ und die Schlacht konnte beginnen. Sie verlief auch ganz programmäßig. Die Deutschen stürmten, die Russen und Franzosen liefen davon, wurden eingeholt, gefangen und bekamen ihre „Dresche“. Aber wieder war es der Staudenbergerle, der aus der Rolle fiel. Trotzig schlägt er um sich mit seinem langen Schwert:

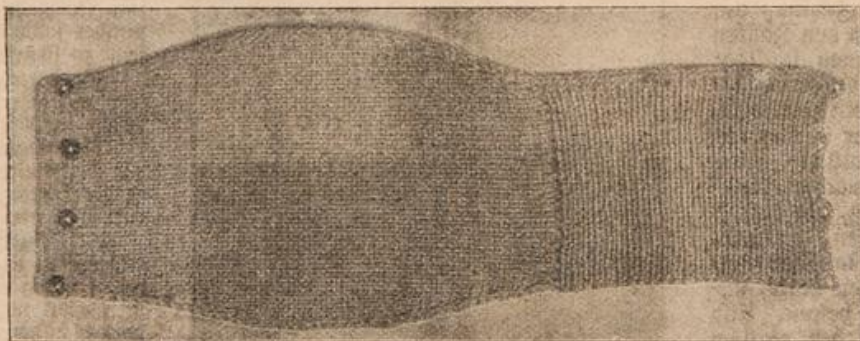
„Verhausen lass' i mi net!“

Und wieder mußte ihm die Notwendigkeit und der gute Zweck der Sache klargemacht werden. Nämlich der, daß der Russ doch seine Haare haben müsse.

Dies leuchtet ihm schneller ein. Und willig gibt er seinen Säbel ab und läßt die Exekution vornehmen. Doch während ihn einer übers Knie legt, ein anderer ihn festhält und der Feldherr die wohlgemeinten Schläge austeilt, dreht sich der Gottliebele schnell einmal um und schreit, so laut er kann — und seine hellen trohigen Kinderaugen leuchten: „Aber a Deitscher bin i halt doch!“

Der graue Landsturmmann aber hat seine Pfeife ausgehen lassen. Da drinnen in der alten deutschen Brust, da wo die Empfindungen haufen, regt sich etwas Wunderbares. Es ist stärker als aller Mannestrost. Es steigt zum Hals, in die Augen und rieselt warm und milde über das harte, wetterfeste Gesicht. Der Landsturmmann weint. Er weint im Überschwalm von Stolz, Hoffnung und Freude. Nun muß er seinen tapferen Entsetzungen haben. Mit einem Sprunge ist er unter der wilden Schar und befreit den Gottliebele aus seiner russischen Situation. Und er nimmt ihn auf den Arm, den fünfjährigen Helben, und küßt ihn und trägt ihn ins Haus. Und immer murmelt er in sinnloser Freude:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein ...!“



Gestrichte Leibbinde in einfacher Form. Unsere Abbildung gibt die Vorlage so deutlich wieder, daß die Leibbinde ohne Schwierigkeit danach gearbeitet werden kann.

Schicksal eines Staatsgläubigers.

Sir William Did war Kaufmann und Bürgermeister zu Edinburgh und besaß ein ansehnliches Vermögen. Da er die Mittel und den guten Willen hatte, seinem Vaterlande zu nützen, so wurden ihm auch häufige Gelegenheiten dazu gegeben. Er schloß dem Staate Geld vor und hatte nicht lange darauf das Unglück, durch verschiedene, beim Handel ganz gewöhnliche Zufälle, um sein Vermögen zu kommen. Nun forderte er die Summen, die er der Regierung vorgestreckt hatte, zurück und überreichte deshalb dem englischen und dem schottischen Parlament mehrere Bittschriften. England war ihm, zufolge seiner Bücher und Rechnungen, 36 803 Pfund Sterling und Schottland 28 131 Pfund schuldig. Die Gültigkeit der Schuld ward anerkannt und man gab ihm im Jahre 1641 Anweisungen zum Empfange der Zahlung auf die Kammerei zu London, in den Jahren 1643 und 1645 auf die Domänen, im Jahr 1646 gab man ihm wieder andere Assignationen auf verschiedene Zolleinnahmen, und im Jahre 1651 bekam er wieder andere auf die Afsen in Schottland. Aber aller dieser Anweisungen ungeachtet, konnte er es weiter nicht bringen, als daß er nach sechzehnjährigem Laufen, Rennen, Reisen, Bitten und Betteln um das Seinige, was er bar vorgeschossen hatte, ungefähr 1000 Pfund wieder bekam. Und während dieser Zeit geriet der ehrliche Mann in solchen Mangel, daß er genötigt war, Schulden für eine weit größere Summe zu machen, als die 1000 Pfund, die er endlich noch erhielt, betrugen. Nun verfolgten ihn seine eigenen Gläubiger. Er ward in Verhaft genommen und in den Schuldturm gesetzt, worin er auch in einem Alter von 75 Jahren wegen 2 bis 3000 Pfund Sterling, die er schuldig war, endlich sterben mußte, die er, als ein Mann, dem der Staat nicht weniger als 64 000 Pfund schuldig war, andern Privatleuten nicht zahlen konnte. I.



Offiziersgrab auf dem Schlachtfeld in Eiprenzen.
Phot. Photothek.

ausgesprochen, so waren gleich Geistliche da, die dem armen Sünder die Beichte abnehmen und den letzten Trost spenden konnten, worauf der Scharfrichter oder Henter seines traurigen Amtes waltete.

Gemeinnütziges

Weißschleim ist ein für Fiebernde passendes Getränk. Man läßt die gewaschenen Körner zwei Stunden weichen und kocht sie dann mit dem Weichwasser längere Zeit bei mäßigem Feuer. Schließlich wird die Masse durchgeseiht und mit etwas Zucker und Zitronensaft gemischt. Der Weißschleim ist mit Milch oder Fruchtsaft lauwarm oder kühl zu reichen.

Gartenmelde kann man noch Ende November bei frostfreier Witterung aussäen, am besten in Reihen von 10 cm Abstand. Die Samen keimen bei Eintritt wärmerer Witterung schnell und die Pflanzen entwickeln sich zum Frühjahr kräftig. Früher als Ende November sollte man nicht säen, da der Same sonst zu schnell keimt.

Gedörertes Vrol wird von allem Geflügel sehr gern gefressen. Man zerstoßt dasselbe am besten im Mörser zu Gries.

Aufbäume vertragen im allgemeinen keinen Rückschnitt. Wo es jedoch erforderlich wird, ist der Herbst am geeignetsten. Im Frühjahr tritt zu starkes Bluten ein.

Wie Glycerin verwendet werden soll. Das Glycerin ist ein allgemein bekanntes Toilettenmittel gegen rauhe und aufgesprungene Haut im Gesicht und an den Händen, aber selten wird es in der richtigen Weise angewendet. Das Glycerin hat nämlich die Eigenschaft, ein heftiges Brennen auf angegriffener Haut zu erzeugen, wenn es unverdünnt auf die trockene Haut gebracht wird. Dieses Brennen ist namentlich bei aufgesprungener Haut oft so schmerzhaft, daß viele lieber auf dieses Heilmittel verzichten und ein weniger gutes anwenden. Das lästige Brennen wird aber vermieden, wenn man das Glycerin verdünnt, und zwar entweder mit Wasser oder, noch besser, mit reinem Alkohol. Halb Glycerin, halb Alkohol pflegen die Dialonissimen, deren Hände durch das viele Abwischen mit heißem Seifenwasser ständig aufspringen, mit gutem Erfolge anzuwenden, und sie behaupten, daß der Alkoholzusatz die heilende Wirkung des Glycerins ganz wesentlich erhöht. Allerdings verträgt nicht jede Haut den Alkohol, weil er eine austrocknende Wirkung hat. In diesem Falle muß das Glycerin mit Wasser verdünnt und nur auf mit Wasser befeuchteter Haut verwendet werden. Sehr angenehm und die Hände sehr weich machend ist die Anwendung des Glycerins auf die (mit milder Toilettenseife) gut eingeseifte Haut, die nach gutem Verreiben des Glycerins und des Seifenschlums recht sorgfältig abgetrocknet werden muß. Ein ganz vorzügliches Hautpflegemittel ist ferner geschmolzenes Hammelfett und Glycerin zu gleichen Teilen, das gut vermischt und mit reinem Bienenhonig verfeßt wird. Man rechnet auf einen Eßlöffel Hammelfett und ebensoviel Glycerin etwa eine Messerspitze Honig. Mit etwas Eau de Cologne parfümiert, füllt man diese Creme in kleine Blechdosen und wendet sie ebenfalls am besten auf nasser Haut an. M. A. N.

Unsere Bilder

Arc de Triomphe du Carrousel in Paris. Unser Bild zeigt einen Prachtbau, den Napoleon I. im Jahre 1806 zur Erinnerung an seine bis dahin errungenen Siege auführen ließ. Es ist eine Nachahmung des Triumphbogens des Septimius Severus in Rom, und das Ganze ist gekrönt durch eine Bronzegruppe, eine Quadriga, ein von vier Pferden gezogener Wagen, den eine weibliche Figur, La France, lenkt.

Kapitänleutnant Otto Weddigen von „U 9“. Das deutsche Unterseeboot „U. 9“ hat unter Führung des Kapitänleutnants Otto Weddigen drei englische Panzerkreuzer vernichtet. Weddigen wurde vom Kaiser das Eisene Kreuz erster Klasse und der ganzen Mannschaft das Eisene Kreuz zweiter Klasse überreicht.

Allerlei

Ein Ehrlicher. Herr (zu dem neuen Diener): „Ihren Vorgänger habe ich entlassen müssen, weil er von meinen Zigarren genommen hatte; ich hoffe, Sie werden sich dazu nicht verleiten lassen!“ — „Darüber können Sie beruhigt sein... ich habe noch von meinem vorigen Herrn!“

Aristokratische Schwiegerjöhne. „Mein Schwiegerjöhne ist von!“ — „Meiner ist fogar von und zu!“ — „Das ist gar nichts, meiner ist, auf und davon!“

Eine neue Überraschung. Gast: „Das ist stark! Erst verliert der Fremde zwei Mark im Kartenspiel an mich, die er nicht bezahlt, und dann drückt er sich auch noch heimlich und überläßt mir das Berichtigende der Beche. Wie konnten Sie den Kerl überhaupt gehen lassen?“ — Wirt: „Ich hab' gedacht, der gehört zu Ihnen... er hat doch auch Ihren Schirm mitgenommen!“

Strenge Manneszucht. Im Jahre 1717 belagerte Prinz Eugen von Savoyen die Stadt Belgrad. Wie energisch der Prinz gegen Zuwiderhandlungen und Ausschreitungen vorging, ist aus dem Schlusse seines Marschbefehles vom 11. Juni desselben Jahres zu ersehen. Darin heißt es: „Alle desordres und sonderlich das marchiren durch die Früchte, Auslaufen, blündern in den Dörfern werden bei Leib und Lebens Straff verboten, zu welchem Ende der General Gewaltiger mit Geistlichen und commandierten Scharfrichtern ausgehe und alle diejenigen, welche wider meine Ordre thun, auf der Stelle bestraffe, und sollen die Selbstgarden bey Ebemäßiger Leib- und Lebensstraff respectirt werden.“ Auf der Tat ergriffene Übeltäter wurden nach kurzem Verhör verurteilt. Wurde die Todesstrafe

Logogriff.

Mit d schäht ich in alten Zeiten
Den Krieger in dem Kampfabdränge.
Mit i bin ich ein Gras, bei wettem
Niel höher als des Meers Länge.
Mit l ein Freiheitsheld, gar kühn,
Das Jatum früh schloß sein Bemühn.
Heinrich Vogt.

Arhyptogramm.

Leinwand, Festung, Peresina,
Abukir, Margarete.

Jedem der vorstehend genannten Wörter
sind zwei aufeinanderfolgende Buchstaben
zu entnehmen, die zusammengelegt eine
ostpreussische Stadt ergeben.
W. Spangenberg.

Schachlösungen:

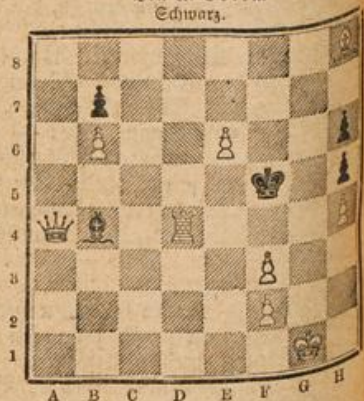
Nr. 116. 1) S d 1. D f 3 etc.
Nr. 117. 1) D g 1 d x e 6
D a 1 etc.

Nichtige Lösungen:

Nr. 101 u. 103.
Von E. Sead in Rindelsdorf.

Problem Nr. 118.

Von R. Erlin.
Schwarz.



Belg.
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Scharabe: Ehr, Mufchel, Ohrmufchel. — Des Logogriffs: Hans, Hans, Sand, Sand.
Des Arhyptogramms: Wer den Kern will, muß die Ruch beiken.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.